

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 144 (1976)
Heft: 39

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZERISCHE

KIRCHEN
ZEITUNG

Fragen der Theologie und Seelsorge
Amtliches Organ der Bistümer Basel,
Chur, St. Gallen, Lausanne—Genf—
Freiburg und Sitten

39/1976 Erscheint wöchentlich

23. September

144. Jahrgang

Druck und Verlag: Raeber AG Luzern

Lohnt sich die Beschäftigung mit den Texten der Synode 72?

Die Ergebnisse der Synode 72 liegen in den meisten Diözesen gedruckt vor, in den Bistümern Basel, Chur und St. Gallen schon seit einigen Monaten. Die Synodentexte wurden an die Seelsorger und an die Kirchenpflegen wie auch an manche andere offizielle Gremien und einzelne Persönlichkeiten versandt. Es wurden auch zahlreiche Texte bestellt, allerdings bei weitem nicht so viele, dass man sagen könnte, die Synodendokumente haben bereits eine breite Streuung unter dem Volk gefunden.

In manchen Gremien, so in der Bischofskonferenz, in der Konferenz der General- und Bischofsvikare, in den Ordinariaten und in den diözesanen Seelsorge- und Priesterräten wurde überlegt, was zur Durchführung und Anwendung der Synodenbeschlüsse zu tun sei. Auch anderswo wurde unter einem bestimmten Gesichtspunkt diese Frage gestellt, so zum Beispiel in der Vereinigung der Höheren Ordensobern, im Schweizerischen Katholischen Frauenbund, in der Schweizer Caritas, in der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen, in einigen Jugendverbänden, um nur diese zu nennen. Es wurden auch schon manche Studientagungen über einzelne Synodendokumente durchgeführt, andere wurden angekündigt. Die Bemühung, die Synodentexte ins Leben und in die Tat umzusetzen, ist deutlich spürbar.

Eine entscheidende Rolle bei der Verwirklichung der Synodenbeschlüsse kommt nach wie vor den *Seelsorgern*, den Katecheten und all denjenigen, die unmittelbar im kirchlichen Dienst stehen, zu. Dass es in diesen Kreisen noch immer eine grosse Anzahl solcher gibt, die den Synodendokumenten skeptisch gegenüber-

stehen, ist kein Geheimnis. Andere stehen etwas unbeholfen da, was sie tun sollen. Wieder andere sind unsicher, ob sich eine weitere Beschäftigung mit den Synodendokumenten lohnt. Sie sind zwar bereit, das zu tun, was von oben angeordnet wird, aber sie haben wenig Lust, selber Initiativen zu ergreifen. Oder sie fragen nach dem Stellenwert der Synodendokumente und nach ihrer Bedeutung. Sie meinen, dass es viel wichtigere und wertvollere Unterlagen, Texte und Bücher gibt, die man lesen, studieren und auswerten soll als die Synodentexte. In der grossen Flut der Publikationen, der Bücher und der Zeitschriften, die angeboten werden, gehen die Synodendokumente beinahe unter.

Es ist nicht zu leugnen, dass man eine Entscheidung und eine Wahl treffen muss, wenn man den Ergebnissen der Synode 72 seine Aufmerksamkeit schenken will. Welche Voraussetzungen zum Verständnis der Synodendokumente sind dazu notwendig? Wo soll man die Ergebnisse der Synode 72 einordnen? Wie soll man sich mit ihnen beschäftigen?

Voraussetzungen zum Verständnis der Synodendokumente

Die Auffassung, die Synode 72 sei nur negativ zu beurteilen und habe in der Kirche in der Schweiz nur Schaden angerichtet — eine Ansicht, die im Lauf der Synode da und dort anzutreffen war —, kann heute nur noch von jenen vertreten werden, die sich überhaupt nicht die Mühe nehmen, die Synodendokumente kennenzulernen oder die ein unausrottbares Vorurteil gegen die Synode haben und aus verschiedenen Gründen, die sich eventuell auf ein-

zelne Aussagen der Synode beziehen, die Synode als Ganzes von vornherein ablehnen. Mit diesen wohl sehr wenigen Ausnahmen ist ein Gespräch kaum möglich. Um die Ergebnisse der Synode 72 einigermaßen gerecht zu beurteilen, sind etwa folgende Voraussetzungen für das Verständnis der Synodendokumente nicht ohne Bedeutung.

Aus dem Inhalt

Lohnt sich die Beschäftigung mit den Texten der Synode 72?

Welche Voraussetzungen zum Verständnis der Synodendokumente sind zu beachten? Wo soll man die Ergebnisse der Synode 72 einordnen? Wie soll man sich mit ihnen beschäftigen?

Arbeitshilfen zu Themen der Synode 72

Alles Heil vom Geld?

«Dass wir uns alle der Verantwortung bewusst seien, allen Menschen zu besseren Lebensbedingungen zu verhelfen.»

Zum Dossier «Lefebvre/Ecône»

3. Wird mit verschiedenem Mass gemessen? 4. Ist das Priesterseminar in Ecône nicht etwas Gutes? 5. Ist M. Lefebvre der Retter der katholischen Tradition?

Dossier

Einige Überlegungen zur «Suspendierung a divinis».

Glaube und Geschichte

Theologische Berichte über Studien- und Forschungsergebnisse der letzten Jahre.

«Heim-Gruppen-Unti»

Ein katechetisches Experiment.

Ein Leben im Dienst der Bildung

Amtlicher Teil

Bewusstsein der Ortskirche

Im gesamten synodalen Vorgang und in den Synodensessionen ging es um die *Bewusstwerdung der Ortskirche* in der Schweiz und in den einzelnen Diözesen. Bereits in der Umfrage, dann in den ersten Entwürfen zu den Vorlagen und in den Diskussionen an den Synodensessionen ging es vielfach um eine Art Bestandsaufnahme der Lage, der Fragen, der Bedürfnisse, der Strukturen und der Aufgaben der Kirche in unserem Land und in den Diözesen. Die Kirche in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein hat, obwohl sie Bestandteil der Universalkirche ist und besonders mit der Kirche in den Nachbarländern ihre gemeinsamen Probleme hat, ihre Eigenart, ihr eigenes Gesicht. In langer und mühsamer Arbeit hat man an der Synode viel Material zusammengetragen, in sehr wertvoller Zusammenarbeit unter Geistlichen und Laien, unter Verantwortlichen und den Vertretern aus dem Volk, unter Spezialisten und einfachen Gläubigen. Die Synodendokumente sind deshalb eine gute Hilfe zur Bewusstwerdung und zur Selbstartikulation der Ortskirche, ihrer Eigenart und ihrer besonderen Bedürfnisse und Aufgaben.

Diese Selbstdarstellung ist besonders interessant, wenn man sie mit den Ortskirchen in den Nachbarländern, etwa in Deutschland oder Österreich, wo ebenfalls Synoden abgehalten wurden, oder mit der Universalkirche vergleicht. An den internationalen Synodentagungen, die während der Synode stattgefunden haben, konnte man dies immer wieder feststellen. Dabei geht es nicht darum, ein eigenes «Schweizer Modell» aufzustellen und zu entwickeln und es gegen andere Ortskirchen auszuspielen, sondern einfach darum, die Kirche möglichst konkret in ihrem Sitz im Leben, in ihrer gesellschaftlichen und geschichtlichen Situation zu sehen. Wer bereit ist, die Synodendokumente unter diesem Gesichtspunkt zu studieren, wird sich immer stärker der Verantwortung bewusst, die wir für die Kirche im Bistum und in unserem Land haben, und zugleich der Mitverantwortung für die gesamte Kirche. *Verantwortung* und *Mitverantwortung* sind zwei Grundanliegen, die sich durchgehend durch alle Synodendokumente wie ein roter Faden ziehen. Wer könnte behaupten, dass dieses Bewusstsein der Verantwortung aller in der Kirche in der Schweiz bereits lebendig genug ist?

Konfrontation mit der Wirklichkeit

Die Synode 72 war eine *Konfrontation mit der Wirklichkeit*. Dies wollte bereits die Umfrage einigermaßen erreichen. Nüchterne und offene Konfrontation mit der wirklichen Lage, mutige Zurkenntnisnahme der Probleme, der Schwierigkei-

ten, der Hindernisse, der Bedürfnisse, der Möglichkeiten zur Lösung und der Grenzen waren auch das ständige Bemühen der Kommissionen und der Synodenversammlungen. Gewiss ist eine solche Bestandsaufnahme und Analyse immer geschichtlich bedingt, deshalb auch rasch überholt. Sie ist auch nie vollständig, und in ihrer Beurteilung kann man in vieler Hinsicht verschiedener Ansicht sein. Aber ohne offene und nüchterne Konfrontation, indem man bereit ist, die Wirklichkeit so zu sehen und zur Kenntnis zu nehmen, wie sie tatsächlich ist, sich von ihr immer wieder herausfordern zu lassen und die Ziele, die Planung und die Arbeit kritisch zu überprüfen, ist die Arbeit in der Kirche nicht fruchtbar. Gewiss kann dies unangenehm sein und manche Überraschungen bringen. Deshalb ist es verständlich, wenn manche lieber die Augen vor der Wirklichkeit verschliessen, nur in die Vergangenheit blicken und den guten alten Zeiten nachtrauern und die Antworten wiederholen, die sie selber gerne geben, nach denen aber nicht mehr gefragt wird. Die Konfrontation mit der Wirklichkeit kann auch *nie abgeschlossen* sein. Man muss vielmehr ständig mit der Entwicklung in Kontakt bleiben, in einer verständlichen Sprache darüber reden, mit der Entwicklung Schritt halten und sich neuen Bedürfnissen und Fragen stellen und neue Antworten und Lösungen suchen. In dieser Hinsicht war die Synode ein wertvoller und heilsamer Lebensprozess, sowohl für die Verantwortlichen in der Kirche wie auch für die Seelsorger und nicht minder jene Gläubigen, die meinen, die Kirche wisse von vornherein Antwort auf alle konkreten Fragen und könne für alle Einzelfälle eindeutige Weisungen geben. Wer die Synode als Lebensprozess in unmittelbarer Mitarbeit oder in interessierter und engagierter Begleitung von aussen mitgemacht hat, hat gelernt, wie man sich der Situation heute stellen muss. Die Synodendokumente sind ein *geschichtlich bedingtes Zeugnis* dafür, das aber auffordert, weiterhin für die wirkliche Lage und für die Entwicklung offen zu bleiben. Sie bieten viele Anregungen und praktische Hilfen, im Inhalt und in der Art und Weise, wie eine solche Aufgabe richtig erfüllt, die Zeichen der Zeit beachtet und dem Auftrag des Herrn in der konkreten geschichtlichen Situation nachgelebt werden kann. Allerdings kann dies nur in einer intensiven Weiterarbeit, im gegenseitigen Gespräch und in der Weiterführung der synodalen Überlegungen geschehen.

Anregungen für die Zukunft

Die Synodendokumente enthalten *Anregungen und Richtlinien* für die Arbeit in der Kirche in der nächsten *Zukunft*. Dies war das erklärte Ziel der Synode, das be-

reits am Anfang formuliert wurde. Wer die Synodendokumente unvoreingenommen studiert, wird feststellen, welche Fülle von Hinweisen, konkreten Vorschlägen und praktischen Impulsen die Texte enthalten. Gewiss sind Appelle, Empfehlungen und Beschlüsse je nach Inhalt und Adressaten verschiedener Art. Die Kommissionsberichte, die Situationsschilderungen oder theologische Grundlagen für die Empfehlungen und Beschlüsse bilden, sind zum richtigen Verständnis von grosser Bedeutung. Dieses «Material», das an der Synode erarbeitet wurde, ist für die pastorelle Arbeit und für das Leben der Kirche in der Schweiz deshalb wertvoll, weil es einerseits aus der Bestandsaufnahme herausgewachsen ist und andererseits im Gespräch unter so vielen Beteiligten erarbeitet wurde. Wer sich irgendwie für die Kirche und ihre Aufgaben in der Schweiz heute interessiert, wird sich auch dafür interessieren, was die Kirche als Volk Gottes unter der Leitung ihrer Bischöfe dazu heute zu sagen weiss.

Aber nicht nur die inhaltlichen Aussagen der Synode, sondern auch die *synodale Struktur und Erfahrung* sind unter diesem Gesichtspunkt wertvoll. In mancher Hinsicht ist die Erfahrung der Synode nicht mehr rückgängig zu machen. Die Mitarbeit möglichst vieler aus allen Schichten des Volkes und aus allen Regionen, das Verständnis füreinander, das Eingehen auf die Anliegen und Gründe anderer, das offene Gespräch, die ständige Erweiterung des Horizontes, die Bereitschaft zur Erfüllung gemeinsamer Aufgaben, der Wille zur Einheit unter Berücksichtigung der berechtigten Vielfalt und der persönlichen Freiheit in der Treue zum Wort Gottes, die echte Gemeinschaft in der einen Kirche, die Offenheit für die Welt und ihre Lage, der Wille zum Dienst am Menschen und das Bewusstsein, ständig auf dem Weg zu sein, gehören zu jenen Erfahrungen in unserer Ortskirche, die nicht mehr wegzudenken sind. Vieles davon hat sich in den Synodendokumenten niedergeschlagen. Die Synodenerfahrung muss aber weitergetragen und überall ins Leben umgesetzt werden, ohne ständig von der Synode zu reden. Die Synode war ja kein Selbstzweck, sondern ein Ereignis, das zur weiteren Verlebendigung der Kirche beitragen soll.

Prioritäten

In den Synodendokumenten kommen klar einige *Prioritäten* im Leben der Kirche in der Schweiz zum Ausdruck. Im Vergleich zu den Themen, die in der ersten Umfrage zur Synodenvorbereitung genannt wurden, fällt auf, wie stark sich bereits in den wenigen Jahren eine Akzentverschiebung ergeben hat. Manche Probleme, die damals noch sehr im Vordergrund gestanden waren, haben an Aktuali-

tät verloren, andere sind im Verlauf der Synode stärker ins Bewusstsein getreten. Nun bieten die Synodentexte eine umfangreiche *Aufgabensammlung* für die Kirchenleitung, für die Seelsorger und für einzelne kirchliche Gremien. Es ist unmöglich, alles auf einmal beachten und verwirklichen zu wollen. Eine gewisse *planmässige Verwirklichung* der Synodenbeschlüsse drängt sich auf, wenn man der Gefahr entgehen will, dass die Synodenbeschlüsse bloss Papier bleiben. Sowohl einzelne Diözesen, aber auch einzelne Dekanate und Pfarreien haben die Aufgabe, sich über einen solchen Plan Gedanken zu machen. Die Idee, dass sich in den nächsten zehn Jahren die Seelsorge und das kirchliche Leben in der Schweiz möglichst stark an den Synodendokumenten orientieren soll, hat vieles für sich, wenn man die grosse Synodenarbeit ernst nehmen will.

Dabei ist allerdings zu beachten, dass die Synodenbeschlüsse weder ein abgeschlossener und erschöpfender Aufgabenkatalog sind, noch fertige Rezepte für die praktische Arbeit hergeben. Es lohnt sich, die Zielsetzung der Synode, die bereits zu Beginn der Synodenarbeit formuliert wurde, nach dem Abschluss erneut zu lesen und unter diesem Gesichtspunkt die Verwirklichung an die Hand zu nehmen. Bei der Deutung und der Anwendung der Synodenbeschlüsse sind die Entwicklung, die neuen Bedürfnisse und die Zeichen der Zeit ständig zu beachten, aber auch die

theologische, pädagogische, soziologische, psychologische und kirchenpolitische Begründung ist ernst zu nehmen. In diesem Sinn bleibt immer wahr, dass der Abschluss der Synode nicht das Ende, sondern der Anfang bedeutet.

Synode als Fragment

Die Synodendokumente sind und bleiben ein *Bruchstück*, ein Fragment, zuerst im wörtlichen Sinn. Sie sind unvollständig in der Thematik und in den erarbeiteten Antworten, sie sind in vieler Hinsicht unvollkommen, sei es theologisch, sei es praktisch. Die *Grenzen* der Synodenaussagen und Beschlüsse muss man klar sehen.

Ein Fragment aber — richtig gesehen — ruft nach dem *Ganzen* und ist nur als Teilstück des Ganzen verständlich. Dieses Ganze ist das Evangelium und die Lehre der Kirche, aber auch der ständige Auftrag der Kirche und die Bedürfnisse der Menschen. Im Dienst am Ganzen sind auch die Synodentexte zu sehen. Gewiss kann man sie als Bruchstück vor allem negativ bewerten und sie deshalb als unbrauchbar abtun. Man kann aber das Fragment auch als *Ruf* nach dem Ganzen verstehen, als Bestandteil des Ganzen, als Schritt auf dem Weg zum Ganzen, als Ansatz, der zu ergänzen und zu vervollständigen ist. Dann sind die Synodentexte eine Einladung zur kritischen Auseinandersetzung, um die Anliegen

noch besser zu erfassen, zu formulieren, zu begründen und weiter zu führen. Wenn sogar das Wort Gottes immer neu in die Zeit hinein übersetzt und gedeutet werden muss, gilt dies um so mehr für die Texte des Zweiten Vatikanischen Konzils und der Synode 72.

Identifikation mit der Ortskirche

Um sich mit den Synodendokumenten auseinanderzusetzen und sie praktisch auswerten zu können, muss man sie selbstverständlich zuerst einmal *zur Kenntnis nehmen*. Alle Seelsorger haben zwar die Synodentexte erhalten, ob aber alle sie auch aufmerksam gelesen und sogar schon näher studiert haben, ist eine andere Frage. Nun sind die Synodentexte gewiss nicht die spannendste und interessanteste Lektüre, die es gibt. Es ist auch ohne weiteres zuzugeben, dass es wertvollere und praktischere theologische und pastorale Literatur gibt als die Synodendokumente. Die Synodenbeschlüsse sind auch kein Handbuch, kein Katechismus, sie liegen auch nicht auf der gleichen Ebene wie die Konzilsdokumente.

Vielmehr sind sie ein geschichtlich bedingtes Dokument einer suchenden *Ortskirche*. Wegen der Art und Weise ihrer Entstehung tragen sie manche Zeichen der Kompromisse, oft sogar der Unausgeglichenheit und einer gewissen Einseitigkeit. Manche Formulierungen sind nur

Arbeitshilfen zu Themen der Synode 72

Einen guten Überblick über die Texte der verschiedenen Diözesansynoden, den Werdegang der Synodenbeschlüsse und die Aufgaben, die es auf Grund der Beschlüsse an die Hand zu nehmen gilt, bietet die Reihe *«Die Synode zum Thema ...»* (Benziger Verlag). Bereits erschienen sind die Bändchen: *Liebe, Sexualität, Ehe* (zusammengestellt und kommentiert von Hildegard Camenzind-Weber, 216 Seiten), *Frieden — Entwicklung — Mission* (zusammengestellt und kommentiert von Walter Heim, 144 Seiten), *Gebet und Gottesdienst* (zusammengestellt und kommentiert von Hans Rossi, 160 Seiten). Im Druck sind die Bändchen: *Wirtschaft und Politik* (zusammengestellt und kommentiert von Franz Furger und Werner Heierle), *Soziale Aufgaben der Kirche im Inland* (zusammengestellt und kommentiert von Beda Marthy).

Ebenfalls im Druck ist die für das Bistum Basel erarbeitete Handreichung *«Pastorale Hilfe zur Arbeit mit den Synodentexten»* (Pastoralstelle des Bistums Basel, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn). Diese Hilfe stützt sich vor allem auf die Kommissionsberichte, die die Grundlagen der getroffenen Entscheidungen und Empfehlungen sind, und ist gleichsam eine Einladung an die Pfarreien, sich in den synodalen Lernprozess hineinnehmen zu las-

sen, sich auf den von der Synode eingeleiteten Weg gemeinsamen Hörens und Lernens, Suchens und Findens zu machen.

Unter dem Stichwort «Lernprozess» sind auch die Arbeitshilfen «Aktuelle Kirche», die von der Kommission «Religiöse Bildung» der KAGEB (Katholische Arbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung) herausgegeben werden, einzuordnen. Leider ist davon erst eine, nämlich *«Mission, Entwicklung, Frieden»* erschienen (50 Seiten, Auslieferung: Arbeitsstelle für Bildungsfragen, Hirschengraben 13, 6002 Luzern). Wie damit gearbeitet werden kann, hat in der SKZ Martin Simonett dargelegt (Nr. 44 vom 30. Oktober 1975). Arbeitspapiere für Gesprächsgruppen wurden auch vom Sozialinstitut der KAB herausgegeben (Ausstellungsstrasse 21, 8031 Zürich). Bis jetzt liegen vor: *Wie sozial ist die Kirche?* (19 Seiten), *Kirche im Verständnis des Menschen von heute* (24 Seiten) und *Die Sakramente* (14 Seiten). Alle drei wurden vom Bildungsleiter der KAB Gustav Truffer verfasst.

Auch der Schweizerische Katholische Frauenbund betrachtet die Nacharbeit der Synode 72 als einen Schwerpunkt in seiner Bildungsarbeit. So hat er kürzlich die Broschüren *«Entscheidungshilfen für Eltern und Familien»* herausgegeben, in der die Entscheidungen und Empfehlungen der Synode 72, die sich an Eltern und Familien wenden, von Rösli Fischer-Stöckli zusammengestellt

wurden, und zwar je eine eigene Broschüre für die Bistümer Basel, Chur und St. Gallen (Auslieferung: SKF, Burgerstrasse 17, 6003 Luzern). Diese Broschüren wollen kein Ersatz für die vollständigen Synodentexte sein, sondern möchten den Verantwortlichen der Frauenorganisationen, der Erwachsenenbildung und der Bildungshäuser sowie den Seelsorgern jene Texte griffbereit machen, die sich an Eltern und Familien wenden. Weil diese Broschüren keine methodischen Hilfen bieten, planen der Frauenbund und die Mittergemeinschaften eine Modelltagung, an der die Arbeit mit diesen Texten erklärt und eingeübt wird.

In ähnlicher Weise stellt die SKAF (Schweizerische katholische Arbeitsgemeinschaft für die Fremdarbeiter, Löwenstrasse 3, 6002 Luzern) die Synodentexte unter dem Gesichtspunkt *«Die Verantwortung der Kirche in der Schweiz für die Ausländer»* zusammen und veröffentlicht sie in allerdings kleiner Auflage. Erschienen sind SKAF-Dokumentation 1/1: Auszüge aus den «Entscheidungen und Empfehlungen». Gesamtschweizerische und diözesane Vorlagen (das heisst hier: Basel, Chur und St. Gallen) sowie SKAF-Dokumentation 2/1: Auszüge aus den Protokollen der gesamtschweizerischen Synodensitzungen. Weitere Dokumentationen werden noch zusammengestellt und veröffentlicht werden.

Rolf Weibel

dem Eingeweihten, der um die Hintergründe und um die Diskussionen über einzelne Abschnitte weiss, voll verständlich. Aber gerade deshalb sind sie als Ausdruck der Ortskirche ernst zu nehmen. Was als Ergebnis der Synodenarbeit vorliegt, ist in oft mühsamer Zusammenarbeit zwischen den Kommissionen, den Theologen, den Vertretern aus allen Volksschichten und dem Bischof zustande gekommen. Es braucht eine bewusste Identifikation mit der Ortskirche und vielleicht eine kleine Portion *Lokalpatriotismus*, um die Dokumente der einzelnen Diözesansynoden mit dem gleichen Interesse zu lesen, mit dem sich die Synodalen bei ihrer Erarbeitung engagiert haben. Aber ein solcher Lokalpatriotismus steht den Gliedern einer Ortskirche, eines Bistums, gut an.

Im grösseren Zusammenhang

Zum Verständnis der Synodendokumente ist darauf zu achten, dass sie nicht isoliert und rein punktuell gesehen werden. Sie müssen immer in den *grösseren Zusammenhang* mit der Hl. Schrift, mit der Tradition, mit der gegenwärtigen Lehre der Kirche, mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil und mit der Theologie gestellt werden. Dieser Zusammenhang war zwar eines der Grundanliegen bei der Erarbeitung der Synodendokumente, aber es ist nicht überall gleich stark zum Tragen gekommen. In einer kritischen Prüfung der Synodenaussagen lässt sich manches vertiefen, ergänzen, weiterführen, da und dort auch korrigieren. Die Behauptung, die manchmal zu hören war, die Aussagen der Synode stehen im Widerspruch zur Lehre der Kirche und zur Tradition, wird am besten geklärt und widerlegt, wenn man diesen grösseren Zusammenhang beachtet und missverständliche oder verkürzte Formulierungen auf diesem Hintergrund zu erläutern sucht. Das Letzte ist immer der *Dienst* an der Wahrheit im Gehorsam gegen das Wort Gottes, aber auch in der Beachtung der Fragen und der Bedürfnisse des heutigen Menschen. Die Synode wollte einen Beitrag dazu leisten, um den Menschen von heute zu helfen. Wer dies noch besser leisten kann als die Synode es vermochte, soll es nach seinen besten Kräften sachlich und ehrlich tun. Dafür werden ihm alle dankbar sein.

Interpretation der Texte

Nachdem die Synodentexte vorliegen, müssen sie für die konkrete Auswertung oft näher *interpretiert* werden. Dies ist nicht nur deshalb erforderlich, weil einzelne Abschnitte oft sehr kurz sind, manche Formulierungen nur schwer verständlich oder sogar missverständlich, zu wenig klar, zu einseitig und zu wenig begründet.

Eine *Übersetzung* in die konkreten Verhältnisse und für verschiedene Adressaten ist auch aus dem Grund notwendig, weil im Leben andere Bedürfnisse bestehen als sie in einem Text zum Ausdruck kommen. Die Interpretation und die Anwendung der Texte in der Tätigkeit der Kirche sind deshalb ein Lebensprozess, an dem sich möglichst viele, vor allem auch Theologen, Seelsorger, Katecheten und nicht zuletzt die Kirchenleitungen beteiligen müssen. Vermutlich wird es sich da und dort auch um die Frage nach der *authentischen Interpretation* einzelner Synodenbeschlüsse handeln, bei der dann der Bischof das entscheidende Wort zu sagen hat. Wenn das Synodengespräch weitergehen wird, dann kann der Text

zum Leben werden, Leben erzeugen und es befruchten.

Dahinter steht immer das grosse Anliegen, einen Beitrag zur Erneuerung der Kirche zu leisten und dem Menschen von heute zu dienen und zu helfen. Wenn dieses Anliegen ernst genommen wird, kommt es wahrhaftig nicht darauf an, das Wort «Synode» ständig im Mund zu führen und die Synodentexte möglichst häufig zu zitieren, vor allem dort nicht, wo manche darauf allergisch reagieren, aus welchen Gründen auch immer. Die Synode hat nicht in sich ihren Wert, sondern als Dienst am Menschen, und auf die Weiterführung des selbstlosen Dienstes kommt es an.

Alois Sustar

Alles Heil vom Geld?

Wenn man sich bei den Leuten umhört, die Zeitungen durchliest, die Nachrichten von Fernsehen und Radio anhört, stösst man immer wieder auf die Tatsache, dass jedermann sich heftig gegen Lohn- oder Rentenabbau wehrt. Was im Mittelalter die Pest, ist heute der Abbau des Lebensstandards. Hängt denn unser Menschsein wirklich nur von der Höhe der Löhne, Dividenden und Renten ab?

Wer will arm sein?

Nehmen wir es gleich vorweg: Es gibt auch in unserem Land Menschen, die arm sind. Ihr Einkommen liegt in der Nähe des Existenzminimums oder sogar darunter. Sie wünschen sich diese Armut keineswegs. Sie tragen diese als ein Schicksal, das sie aus eigener Kraft nicht zu ändern vermögen. Und niemandem, dem es besser geht, kommt der Gedanke, mit den Armen arm sein zu wollen.

Daneben gibt es einige Tausend Idealisten, welche das Armsein freiwillig gesucht haben. Es sind jene Männer und Frauen, die in den verschiedenen Ordensgemeinschaften leben, um in radikaler Form die Armut Jesu mitzuleben. Vielleicht verspüren sie — bis jetzt noch — dabei keine materiellen Sorgen. Aber sie verzichten auf persönliches Einkommen und Verfügen und stellen es ganz der Gemeinschaft und deren Werken zur Verfügung. Und sie sind durchaus bereit, auch materielle Not gemeinsam zu tragen.

Sehen wir einmal von dieser Idealistenschar ab, wer unter uns möchte ehrlich arm sein? Würden wir Meinungsforscher auf die Strasse schicken, um den Leuten diese Frage zu stellen, sie würden nur Kopfschütteln ernten. Niemand von uns

möchte arm werden. Es wäre für ihn das Unglück des Lebens. Und würde Armut das ganze Land treffen, es wäre das Landesunglück. «Glück» ist im Bewusstsein unweigerlich mit «Geld» verbunden, wenigstens was uns betrifft.

Wie aber halten wir es mit den andern, die in Armut leben müssen? Zu ihnen zählt wenigstens die Hälfte der heute lebenden Menschen. Sie haben weder das Wissen noch das Geld, um sich aus eigener Kraft ihrer Armut entledigen zu können. Wenn wir persönlich Armut als ein Unglück empfinden, warum lässt uns dann die Armut dieser Menschen ungerührt? Wie können wir jede Minderung unseres gegenwärtigen Lebensstandards als unzumutbar zurückweisen und gleichzeitig der Hälfte der Menschheit Armut als Begleiter bis zum Tod zumuten? Präzisieren wir das Problem noch schärfer:

Wer will im Elend leben?

Eine Meinungsumfrage über dieses Thema hierzulande würde nicht nur Kopfschütteln, sondern Entrüstung, Entsetzen hervorrufen. Im Elend leben? Das ist in unserem Land überhaupt nicht möglich, würden wir dem Meinungsforscher an den Kopf werfen und dabei auf die staatlichen, kirchlichen und privaten Hilfsstellen verweisen. Eine Gemeinde, die einen einzelnen oder eine Familie im Elend verkommen liesse, würde zum Landesskandal.

Warum aber nehmen wir dann ungerührt zur Kenntnis, dass wenigstens ein Viertel der heutigen Menschen im Elend lebt? Das heisst, sie haben nicht genügend oder überhaupt keine Arbeit. Im Krankheitsfall stehen weder Arzt noch Krankenschwester noch Spital zur Verfügung. Es

gibt weder Sozial- noch Altersbeihilfe. Die Wände des einzigen Wohnraumes sind aus Lehm, Blech, Brettern oder Pappe. Einfachste Hygiene ist unbekannt. Die Menschen darin vegetieren ohne Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Ihre ganze Energie verbrauchen sie im Kampf um das nackte Überleben, Tag für Tag, Jahr für Jahr. Hier geht es nicht um kolportierte Märchen, sondern um harte Tatsachen.

HAB exklusiv?

HAB ist die Erfindung eines Karikaturisten, der ich von Zeit zu Zeit in einer Tageszeitung begegne. Er ist nichts anderes als ein Fettwanst, dem Kopf und Gliedmassen angesetzt sind. HAB verkörpert den alles verschlingenden Geniesser, der auf Extravaganzen verfällt, mit denen er doch nichts anzufangen weiss. HAB ist nur mit sich beschäftigt. Deshalb der Titel der Karikatur: «HAB exklusiv». Sein Symbol: der riesige Bauch.

Jede Bürgerin und jeder Bürger unseres Landes werden sich dafür bedanken, mit HAB verwechselt zu werden. *Unser Volk muss sich aber als Ganzes fragen lassen*, ob es nicht in den Augen der Armen und Elenden nahe daran ist, mit HAB verwechselt zu werden. Eine unverschämte Zumutung? Helfen wir nicht nach allen Seiten durch das Rote Kreuz, Caritas, HEKS, Arbeiterhilfswerk, Brücke der Bruderhilfe, Helvetas, Enfants du Monde, Terre des Hommes, Glückskette, Fastenopfer, Päpstliche Missionswerke, an die zwei Dutzend Missionszeitschriften, unzählige Spenden aller Art? Ja, wir helfen. Aber es wäre zu fragen: *Wieviel* helfen wir und *wie viele* helfen mit? Staatliche und private Hilfe zusammengezählt macht unsere Hilfe an die Armen und Elenden nicht einmal 1 % — in Worten: ein Prozent — unseres erwirtschafteten Brutto-sozialproduktes aus. Dabei hat unser Land das zweithöchste Pro-Kopf-Einkommen der Welt.

Zugegeben: Das Einkommen ist sehr ungleich verteilt. Aber der Durchschnitt stimmt. Dank dieses hohen Einkommens konnten es sich nach Angaben der Schweizerischen Verkehrszentrale die Schweizer Touristen 1975 leisten, für Auslandsreisen 2,87 Milliarden Franken auszugeben. Das ist weit mehr als das Doppelte, was wir für gezielte Entwicklungshilfe auszugeben bereit sind. Gewiss bedeutet auch der Tourismus eine respektable Einnahmenquelle für das Gastland. Das wissen wir aus eigener Erfahrung. Aber unsere Touristen teilen ihr Brot ja nicht mit den Armen des Landes. Sie wollen europäisch essen und wohnen. Und das kostet das Gastland wieder eine Menge Devisen. Dabei gehen die Ärmsten nochmals leer aus. Der Schweizer führt in ihren Augen seinen Reichtum spazieren. Er will Feriengenuß ohne Kontakt mit der

Armut. HAB exklusiv? Ist diese Frage in den Augen der Armen der Welt so unberechtigt?

Unsere Verantwortung

Andreas Bänziger schrieb in den dem «Vaterland» angeschlossenen Zeitungen anlässlich des ersten August unter dem Titel «Wir tragen zu wenig Weltverantwortung» folgende Sätze: «Es gibt keinen Sonderfall Schweiz», kein glückliches Inseldasein, während die Welt in Elend und Krieg versinkt. Es gibt nur *eine* Welt...» Die Betonung liegt auf «eine». Wir, in den reichen Ländern, wissen nicht nur, dass es die Armen zu Millionen gibt. Auch die Armen wissen heute, dank der kommunistischen Radiosendungen für die Dritte Welt, bis ins hinterste Anden-, Himalaya- oder afrikanische Buschdorf, dass es reiche Länder gibt, in denen selbst der Arme im Vergleich zur eigenen Not immer noch als «reich» gilt. Wo sich der Arme seiner Lage bewusst wird, wachsen Enttäuschung und Erbitterung darüber, dass jene, die an übertollen Tischen sitzen, den Hungernden nicht helfen wollen, es sei denn, die Reichen machten dabei noch ein Geschäft. Dazu Bänziger: «Bedenklich ist, dass sich offenbar alles, was

die Schweiz gegenüber der Welt unternimmt, auszahlen muss — hier und heute und in klingender Münze. Ist der Blick ins eigene Portemonnaie unsere einzige Antwort auf die gewaltigen Probleme... vor denen die Welt und damit auch die Schweiz steht?» Darüber sollten wir tatsächlich nachdenken, darüber reden, um die Gleichgültigen und Trägen wachzurütteln, damit wir endlich zu längst fälligen Taten schreiten. HAB exklusiv ist keine Antwort, eher eine Verhöhnung.

Hängt also letztlich auch hier alles doch vom Geld ab? Gewiss nicht. Der Mensch ist mehr als ein Konsument. Er sehnt sich nach Würde, Freiheit, Entfaltung seiner seelischen und geistigen Gaben. Dieses Menschsein aber kann er nicht verwirklichen ohne ein Minimum an materieller Sicherheit. Dürfen wir ihm dieses Menschsein vorenthalten, indem wir weiter im gewohnten Luxus leben? Haben wir nicht die Pflicht, ihm Hilfe zur Selbsthilfe anzubieten? Entzögen wir uns dieser Pflicht, hätten wir als Menschen, erst recht als Christen, versagt¹.

Markus Kaiser

¹ Gebetsmeinung für den Monat September 1976: «Dass wir uns alle der Verantwortung bewusst seien, allen Menschen zu besseren Lebensbedingungen zu verhelfen.»

Zum Dossier «Lefebvre/Êcône»

Eine Orientierungshilfe, 2. Teil

3. Wird mit verschiedenem Mass gemessen?

Diese Fragen beschäftigen viele: Wo bleibt die Gerechtigkeit, wenn die gleichen kirchlichen Amtsstellen (diözesane und gesamtkirchliche Instanzen) einerseits schweigend zusehen, wie im Bereich der kirchlichen Lehrverkündigung schwere Missbräuche den Glauben der katholischen Christen gefährden, und andererseits so überaus streng eingreifen, wenn ein Bischof in einem, wie sie meinen, untergeordneten, ja nebensächlichen Punkte wie dem Ritus der Messfeier nicht gehorcht? Wurde, so wird gesagt, im «Fall Küng» nicht ein ganz anderes Mass und ein ganz anderes Gewicht angewendet als im «Fall Lefebvre»? Ist es etwa nur darum, weil hinter dem Bischof nur eine schwache Minderheit steht, während der Theologieprofessor des Beifalls und der Unterstützung der mächtigen Mehrheit gewiss ist? Ist also gar nicht die Wahrheit, sondern die Macht entscheidend?

Natürlich ist es zu einfach, auf diese Fragen mit dem Sprichwort zu antworten: Wenn zwei das Gleiche tun, ist es nicht das Gleiche. Und doch gibt uns dieses

Spruchwort einen treffenden Hinweis. Wenn nämlich ein Bischof und ein Theologieprofessor tatsächlich dasselbe tun würden, so wäre es trotzdem wirklich nicht dasselbe. Warum nicht? Weil diese beiden, wie immer sie nun heissen mögen, einen grundverschiedenen Platz in der Kirche einnehmen, der nicht verwechselt oder verwischt werden darf. Das Bischofsamt ist — nach unserem katholischen Kirchenverständnis — ein konstitutives Element der Kirche, der Dienst des Theologen jedoch ist für sich genommen höchstens komplementär. Oder einfacher gesagt: Ohne Bischofsamt gibt es keine Kirche im vollen Sinne des Wortes, während der Theologe der Kirche wohl einen wichtigen und wertvollen, aber gewiss nicht unentbehrlichen Dienst erweist. Es gab Kirche, bevor es Theologen gab, während das Bischofskollegium nach dem Willen Jesu Christi von Anfang an zur Kirche gehört. Dementsprechend ist auch die Aufgabe der beiden Ämter und Dienste sehr verschieden: Das Amt des Bischofs hat unmittelbar mit der Einheit, Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität der Kirche zu tun. Man könnte sagen, der Bischof ist die Personifizierung und der Ga-

rant jener Grundeigenschaften der Kirche, die wir im Apostolikum bekennen: una, sancta, catholica et apostolica. Was der Bischof sagt und tut, betrifft und beeinflusst direkt das Vorhandensein und die Strahlungskraft dieser Grundeigenschaften und damit die Existenz der Kirche selbst. Etwas überspitzt, wenn auch niemals in ausschliesslichem Sinne könnte man formulieren: Mit dem Bischof steht und fällt die Kirche. — Der Theologe hingegen hat den Auftrag, über die Kirche, ihre Botschaft und Wirksamkeit zu reflektieren und so dem Aspekt der Wahrheit und Wahrhaftigkeit in der Verwirklichung der genannten Grundeigenschaften der Kirche zu dienen. Der Theologe steht im Dienst des Bischofs und seines Lehramtes wie auch im Dienst der Gemeinde und ihres Glaubenssinnes. Als Vertreter der theologischen Wissenschaft hat er eine Hilfsfunktion, während der Bischof unmittelbar Kirche ist. Was den Bischof zum Bischof macht, ist die Weihe und die damit verbundene Amtsgnade, während vor allem Intelligenz, Fleiss und Glück den Theologen zum Theologen machen. Dass für beide wie bei jedem Glied der Kirche Glaube, Hoffnung und Liebe dazugehören, ja die Grundlage bilden, darf als selbstverständlich angenommen werden. Das steht hier nicht zur Diskussion. Was es hier zu sehen gilt, ist der Unterschied im Auftrag: Der Bischof ist zur verantwortlichen Gemeindeleitung gesandt, der Theologe zur Erforschung der Wahrheit und zur Entwicklung der Lehre. Des Bischofs Wort und Weisung soll die Gemeinde aufbauen. Der Beruf des Theologen hingegen ist das Suchen und seine Methode das Fragen. Ein Theologe darf Hypothesen vertreten, wenn er sie nicht als Thesen ausgibt und wenn er sich dem Wächteramt in der Kirche unterstellt weiss. Ein Theologe darf irren, wie sollte sonst ein Fortschritt in der Erkenntnis möglich sein, wenn er sich in Demut dem kirchlichen Amt unterstellt. Darum glaubt ein katholischer Christ in letzter Instanz nicht seinen Theologen, sondern dem — heute so vielgeschmähten — kirchlichen Lehramt, das in besonderer Weise im Nachfolger des Apostels Petrus und in der Gesamtheit des Bischofskollegiums zu uns spricht. Wenn ein Bischof dem Irrtum anheimfällt, zerstört er in seinem Bereich die Kirche, ein Theologe richtet höchstens Schaden an, der durch echten Dialog wieder behoben werden kann. Das verschiedene Mass ist nicht Willkür und Ungerechtigkeit, sondern entspricht dem verschiedenen Auftrag des Bischofs und des Theologen.

Dazu kommt dann noch, dass die beiden, nämlich Bischof M. Lefebvre und der als progressiv bezeichnete Theologe (an wen immer man dabei denken will, tut nichts zur Sache), objektiv gesehen nicht das Gleiche tun. M. Lefebvre stellt sich in tota-

len Gegensatz zum Zweiten Vatikanischen Konzil und zum jetzigen Papst. Daran kann nach den jüngsten Verlautbarungen M. Lefebvres (etwa seinen «Überlegungen zur ‚Suspendierung a divinis‘», worin er die «konziliare Kirche» wörtlich und ausdrücklich als «schismatisch und häretisch» bezeichnet) kein Zweifel mehr übrigbleiben. Etwas ähnliches hat kein noch so «progressiver» Theologe getan, auch wenn er in seinen Forschungen noch so sehr über das Ziel hinausgeschossen und in seinen Behauptungen das Mass der kirchlichen Lehre aus den Augen verloren hätte. Hans Küng hat das schon im vergangenen Jahr deutlich ausgesprochen: «Ich bin nie auf die Idee gekommen, in der Pose eigener Unfehlbarkeit den römischen Autoritäten katholische Orthodoxie zu bestreiten. . . . Ich habe auch keinen eigenen („progressiven“) Verein gegründet, sondern habe mich von allen sektiererischen Bestrebungen von vornherein distanziert. Ich wollte nie katholischer sein als die katholische Kirche und habe deshalb, so gut ich konnte, überall für die Einheit unserer Kirche gesprochen und gewirkt» (NZZ 3. Oktober 1975).

4. Ist das Priesterseminar in Ecône nicht etwas Gutes?

Auch dies ist eine Frage, mit der viele nicht fertig werden. Dass die Priesterausbildung heute in einer schweren Krise steckt, wissen alle. Am besten wissen es die Bischöfe und die Verantwortlichen der Seminarien und Fakultäten. Nicht nur die kleine Zahl der Priesteramtskandidaten, sondern auch die Art und Weise der Priestererziehung bereitet berechtigte Sorge. Müssten wir uns da nicht freuen, wenn wenigstens an einem Ort ein Priesterseminar besteht, das kaum alle Kandidaten aufnehmen kann und das die Priestererziehung in der klassischen Art des tridentinischen Seminars versteht? Wie ist es zu begreifen, dass diesem Seminar die Existenzberechtigung abgesprochen und die Erteilung der Priesterweihe verboten wird?

Zuerst eine kleine Bemerkung bezüglich der Seminaristenzahl. Bei Zahlen kommt es immer auf die Proportionen an. Eine absolute Zahl allein besagt eigentlich noch nicht viel. Das Seminar in Ecône zählte im vergangenen Studienjahr nach eigenen Angaben 110 Seminaristen. Das ist ziemlich genau die Zahl der französischen Bistümer, wenn man die überseeischen Gebiete dazuzählt. Da sich unter den Studenten viele Franzosen befinden, ergibt die Gesamtzahl der Studenten in Ecône im Durchschnitt einen Seminaristen pro französische Diözese. Das ist im Grunde genommen nicht viel, wenn auch die absolute Zahl hoch erscheint. Dazu kommt die Feststellung Kardinal Martys von Paris, es gebe in Paris mehr Seminaristen als

in Ecône (DC 57 [1975] 620; Ausgabe Nr. 1679 vom 6. Juli 1975).

Wichtiger als die Frage nach der Quantität der Studenten ist jedoch gewiss die Frage nach der Qualität der Ausbildung. Es wird gesagt, die Qualität entspreche dem Stand eines vorkonziliaren tridentinischen Priesterseminars. Diese Feststellung ist zu korrigieren. Wohl bestehen, was das Äussere betrifft, einige gemeinsame Punkte: Das obligatorische Tragen der Soutane, die strenge Tagesordnung von 06.00 bis 22.00 Uhr, Stillschweigen, Schwellenregel, Verbot von Radio, TV und Tabak, kein Besuch von Gaststätten u. ä., ebenso keine Besuche in Privatwohnungen, Verbot, einander Du zu sagen usw. Dazu gelten wohl die Worte von Kardinal Marty: «Man kann nicht für das Jahr 2000 Priester heranzubilden mit Methoden des 18. Jahrhunderts» (Zitat wie oben). Viel wichtiger als diese Äusserlichkeiten ist jedoch die innere Qualität der in Ecône gebotenen Priesterbildung. Hier ist Ecône etwas vollständig anderes als jedes vorkonziliare Priesterseminar. Denn wo hat es je ein Priesterseminar gegeben, das seine Studenten in offener Opposition zum Papst, zu einem allgemeinen Konzil, ja zum gesamten lebendigen Lehramt der Kirche erzogen hätte. Diese Art Priesterseminar hat es in der ganzen Kirchengeschichte überhaupt noch nie und nirgends gegeben. Diese untragbare Haltung führt dazu, dass in Ecône die Lehrdokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils und der Päpste Johannes' XXIII. und Pauls VI. vollständig ignoriert werden. Das gleiche gilt für sämtliche liturgischen und pastoralen Richtlinien, die nach dem Konzil erlassen wurden.

Ein weiterer Punkt, der in der ganzen Vergangenheit und besonders in der Zeit der tridentinischen Priesterseminarien immer betont wurde, besteht darin, dass niemand für sich selbst Priester werden kann. Man wird für den Dienst in einem Bistum, das mit Rom verbunden ist, für einen Orden oder eine sonstige von der Kirche anerkannte Gemeinschaft geweiht. Diese Ausrichtung auf einen bestimmten kirchlichen Dienst hatte seit jeher durch ausdrückliche Dokumente der zuständigen Autorität zu geschehen. Wenn in Ecône Priesterweihen ohne diese Voraussetzung vorgenommen werden, dann widerspricht dies nicht nur der gültigen Rechtsordnung oder dem in diesem Jahr ausdrücklich ausgesprochenen Verbot der römischen Instanzen, sondern der besten und ältesten Tradition. Und zwar war dies schon von Anfang an, seit 1970, der Fall. Der zuständige Bischof von Sitten hat nie eine Erlaubnis zur Eröffnung eines Priesterseminars gegeben. Und kein Bischof hat einem Seminaristen von Ecône eine Weiherlaubnis erteilt. Die Genehmigung einer Priesterbruderschaft (kir-

Dossier

Einige Überlegungen zur «Suspendierung a divinis»

Sie stellt ein schweres Problem dar und wird noch Ströme von Tinte fließen lassen, selbst wenn ich vom Schauplatz der streitenden Kirche verschwinden sollte.

Worin besteht sie in Wirklichkeit? Sie beraubt mich des dem Priester und um so mehr dem Bischof innewohnenden Rechts, die heilige Messe zu feiern, die Sakramente zu spenden und an geweihten Stätten zu predigen; das heisst, es ist mir verboten, die neue Messe zu feiern, die neuen Sakramente zu spenden und die neue Lehre zu predigen.

Weil ich genau diese Neuerungen seit ihrer Einführung ablehne, verbietet man mir jetzt offiziell, sie in Zukunft zu praktizieren. Weil ich die neue Messe ablehne, verbietet man mir, sie zu lesen. Man kann sich leicht vorstellen, wie klein der Schaden ist, der mir durch diese Suspendierung zugefügt wird.

Das ist ein zusätzlicher Beweis, dass die Kirche, die sie selbst von nun an die «konziliare» nennen, sich selbst zerstört. S. E. Mgr. Benelli bezeichnet sie so in seinem Brief vom vergangenen 25. Juni. Wie er von den Seminaristen spricht, schreibt er: «Sie brauchen in ihrer Lage nicht zu verzweifeln: Wenn sie guten Willen haben und wenn sie in der wahren Treue zur konziliaren Kirche ernsthaft ausgebildet sind für die Pfarrseelsorge, so wird man darum besorgt sein, für sie die beste Lösung zu finden. Aber auch sie sollen den ersten Schritt tun durch diesen Akt des Gehorsams gegenüber der Kirche.»

Das ist eindeutig! In Zukunft muss man der konziliaren Kirche gehorchen und treu ergeben sein, nicht mehr der katholischen. Genau darin besteht unser ganzes Problem. Wir sind «suspendiert a divinis» durch die konziliare Kirche und für die konziliare Kirche, der wir nicht angehören wollen.

Diese konziliare Kirche ist eine schismatische Kirche, weil sie mit der katholischen Kirche aller Zeiten bricht. Sie hat ihre neuen Dogmen, ihr neues Priester-

tum, ihre neuen Institutionen, ihren neuen Kult. Diese Neuerungen sind von der Kirche in mehreren offiziellen und endgültigen Dokumenten bereits verurteilt worden.

Deshalb bestehen die Begründer der konziliaren Kirche so nachdrücklich auf dem Gehorsam zur Kirche von heute und lassen die Kirche von gestern beiseite, als ob es diese nicht gäbe.

Diese konziliare Kirche ist schismatisch, weil die Prinzipien, die ihr zugrunde liegen, jenen der katholischen Kirche entgegengesetzt sind: So die neue Auffassung der Messe, die zum Ausdruck kommt in der Nummer 5 der Einleitung zum Missale Romanum und in der Nr. 7 des ersten Kapitels. Letztere gibt der Versammlung der Gläubigen eine priesterliche Rolle, die sie nicht haben kann. Ebenso das natürliche und demzufolge göttliche Recht jeder Person und jeder Personengruppe auf Religionsfreiheit.

Das Recht auf Religionsfreiheit ist gotteslästerlich, denn es unterstellt Gott Absichten, die Seine Majestät, Seine Ehre und Seine Königswürde untergraben. Dieses Recht schliesst die Gewissensfreiheit, die Gedankenfreiheit und alle freimaurerischen Freiheiten mit ein.

Die Kirche, die solche Irrtümer vertritt, ist schismatisch und häretisch zugleich. Diese konziliare Kirche ist also nicht katholisch. In dem Masse, in dem der Papst, die Bischöfe, Priester oder Gläubige dieser Kirche anhängen, trennen sie sich von der katholischen Kirche. Die Kirche von heute ist nur so weit die wahre Kirche, als sie die Kirche von gestern fortsetzt und mit ihr eins ist. Die Norm des katholischen Glaubens ist die Überlieferung. Die Forderung S. E. Mgr. Benellis ist deshalb aufschlussreich: Unterwerfung unter die konziliare Kirche, die Kirche des II. Vatikanums, die schismatische Kirche. Wir jedoch wollen beharrlich in der katholischen Kirche verbleiben mit der Gnade Unseres Herrn Jesus Christus und der Fürsprache der allerseligsten Jungfrau Maria.

Ecône, 29. Juli 1976.

Marcel Lefebvre

Vereinigung, die nur unserem Herrn Jesus Christus vorbehalten ist. An dieser Gnade werden sie teilnehmen. Denn durch diese Seine Gnade der Vereinigung mit der Göttlichkeit Gottes, mit der Gottheit des Wortes Gottes ist unser Herr Jesus Christus Priester geworden.» Diese Aussagen sind so, wie sie tönen, unhaltbar. Nie hat so etwas zur Lehrüberlieferung der katholischen Kirche gehört. Gewiss vermittelt das Sakrament der Priesterweihe eine Teilnahme an der Weihe und Heiligung der Menschheit Jesu Christi, doch nie hat das kirchliche Lehramt oder die Theologie den geweihten Priester an der Gnade der hypostatischen Einheit des menschgewordenen Gottesohnes selbst teilnehmen lassen.

5. Ist M. Lefebvre der Retter der katholischen Tradition?

Der Gegensatz zwischen Freunden und Gegnern Ecônes wird oft in ihrer Stellung zur kirchlichen Tradition gesehen. Vereinfacht lautet der Vorwurf etwa, die konziliare Kirche habe die Tradition aufgegeben und M. Lefebvre sei der einzige, der noch am traditionellen katholischen Glauben, am Glauben von immer festhalte. Daraus ergibt sich die Frage nach dem Inhalt und der Bedeutung der Tradition im Leben der Kirche. Ist durch die aus dem Konzil erwachsene Erneuerung nicht alles aus dem Gleichgewicht geraten? Und stellt es nicht ein dringliches Anliegen dar, der Tradition ihren Platz zurückzugeben, um überhaupt katholisch zu bleiben?

Auf diese Fragen könnte man nur mit einem umfangreichen Buch genügend und zufriedenstellend antworten. Dies geschah schon mehr als einmal von verschiedenen Autoren unter dem Titel, den Y. Congar je für eine geschichtliche und für eine theologische Studie wählte: «Die Tradition und die Traditionen» (La Tradition et les traditions, Essai historique, Paris 1960; Essai théologique, Paris 1963). Schon daraus wird ersichtlich, wie man nicht einfach von «Tradition» sprechen kann, sondern sehr genau zusehen muss, was für eine Wirklichkeit sich unter dieser Worthülle verbirgt. Einige Hinweise, auch sie in der Form kleiner Randbemerkungen, sollen helfen, die unerlässlichen Unterscheidungen vorzunehmen und so anzudeuten, in welcher Richtung die Antwort auf unsere Fragen gehen dürfte.

Das erste ist eine Datierung oder Terminierung dessen, was Tradition genannt wird. M. Lefebvre vertritt in diesem Zusammenhang eigenartige Dinge: Das eine Mal hört die Tradition mit dem Tod des letzten Apostels auf, und er behauptet zum Beispiel, die Aufnahme Mariens sei in allen Texten der apostolischen Zeit enthalten (Anzéviu zitiert dafür Lefebvre, Un évêque parle, p. 230). Ein andermal

chenrechtlich eine «pia unio») hat nie zur Folge, dass auf den Namen dieser Gemeinschaft Weihen erteilt werden dürfen. Zum Schluss noch ein anderer Aspekt, der nicht minder schwerwiegend ist. Um das kirchenrechtliche Manko bei der Erteilung von Weihen auszugleichen, versuchte M. Lefebvre die dogmatische Würde der von ihm geweihten Priester zu steigern. An der letzten Priesterweihe am 29. Juni 1976 legte M. Lefebvre seine Auffassung vom Priestertum folgendermassen

dar: «Sie werden nicht mehr Menschen sein wie alle andern. Sie werden Männer Gottes sein. Ich möchte fast sagen: Sie werden Menschen sein, die an der Gottheit unseres Herrn Jesus Christus teilnehmen, und zwar wegen seines priesterlichen Charakters. (...) Die Gnade, an welcher diese jungen Priester teilnehmen werden, ist nicht die heiligmachende Gnade, an der uns unser Herr Jesus Christus durch die Taufgnade teilnehmen lässt. Es ist die Gnade der Vereinigung; diese Gnade der

endet die Tradition mit dem Konzil von Trient (vor allem, wenn es um den Messitus geht). Der letzte Termin ist der Tod Pius' XII. (vorzüglich dann, wenn es um Fragen der Religionsfreiheit geht). Nun hat die Tradition wohl eine besondere Beziehung zum apostolischen Zeitalter, doch sicher nicht im Sinne schriftlicher Dokumente aus dem ersten Jahrhundert. Und was Konzilien und Päpste anbelangt, so lässt sich mit keinem Konzil und mit keinem Papst der lebendige Vorgang der Tradition in der Kirche abschliessen.

Darin liegt aber gerade ein entscheidender Punkt, ob man die Tradition in erster Linie oder sogar ausschliesslich als eine Summe von Dokumenten betrachtet oder einen lebendigen Vorgang, der bis zum Ende der Zeiten nie zu Ende sein wird. So gibt es versteinerte, tote Tradition und lebendige, die in der Ausübung des kirchlichen Lehramtes in seinen verschiedenen Ausdrucksformen besteht. Die kirchliche Tradition hat einen statischen und einen dynamischen Aspekt, Dokumente der Überlieferung, die entsprechend dem Zeitpunkt ihrer Aufnahme ein je neues Depositum bilden, und den Vorgang des Überliefers, der nicht in Dokumenten, sondern in Personen zum Ausdruck kommt, in jenen Personen, welche die massgebenden Träger der Tradition bilden. Zum Ganzen gehört beides: der Dokumentenbestand der Vergangenheit und die verantwortlichen Träger der Gegenwart. Müsste man zwischen beiden wählen, so wäre das zweite vorzuziehen, da man ohne Kenntnis der Dokumente den rechten Weg gehen kann. Wenn aber jemand einseitig den Dokumenten früherer Epochen verpflichtet ist, dann wird er sehr bald einem unfruchtbaren Traditionalismus verfallen, der nichts weiss vom Wort Gottes für heute, das sich im lebendigen kirchlichen Lehramt äussert. Wo M. Lefebvre steht, dürfte klar sein. Schon als Theologiestudent in Rom nannten ihn Mitschüler «Die versteinerte sana doctrina (gesunde Lehre)». Das war schon in den zwanziger Jahren.

Wer über kirchliche Tradition spricht, müsste gut unterscheiden zwischen der mündlich überlieferten göttlichen Offenbarung und menschlichen kirchlichen Gebräuchen. Das erste verdient den Ausdruck «Tradition» in der Einzahl, während dem letzteren die Mehrzahl «Traditionen» eher gerecht wird. Die Tradition in der Einzahl geht ihren geraden Weg und kann sich wegen ihrer göttlichen Autorität nicht ändern. Traditionen in der Mehrzahl können und müssen sich ändern. In ihnen kommt ja das in der menschlichen Geschichte notwendigerweise Wandelbare zum Ausdruck. Bei M. Lefebvre hat man den bestimmten Eindruck, er unterscheide zuwenig zwischen Tradition und Traditionen. Bedeutungslose Dinge haben den gleichen Stellen-

wert wie eigentliche Glaubenssätze. Zudem macht es den Anschein, er selbst und nur er wolle entscheiden, was Tradition und was Traditionen sind. Deshalb kommt er dazu, das Konzil, die Konzilspäpste, ja die ganze katholische Kirche in Bausch und Bogen zu verurteilen. M. Lefebvre ist in seiner Sicht der einzige und alleinige unfehlbare Interpret der Tradition. Damit richtet er in seinem Wirkungsreich die Tradition und die Kirche zugrunde.

Bei dieser Einstellung ist es eigentlich nicht zu verwundern, dass M. Lefebvre den Sinn der Texte des Zweiten Vatikanischen Konzils und des Papstes Pauls VI. entstellt und verfälscht und sodann zu einer globalen Ablehnung und Verurteilung der konziliaren Kirche gelangt. Kriterium und Motiv seines Verhaltens sind höchst subjektive Ansichten und Liebhabereien. Seit Jahrzehnten sieht er in den Grundsätzen der französischen Revolution die Ursache aller Übel. Als Anhänger der Action française betrachtet er die Wiederherstellung der Monarchie oder die Errichtung einer von der Kirche gestützten Diktatur als das einzige Mittel, den drohenden Untergang aufzuhalten. Von nicht geringer Bedeutung sind überdies die

Fäden, die von Ecône zu einer ganzen Reihe von höchst zweifelhaften und von den zuständigen kirchlichen Behörden längst abgelehnten Visionären verläuft: Die sogenannte «Seele von Fribourg» lobt immer wieder ihren «süssen Erzbischof Marcel»; die amerikanische Seherin Veronica von Bayside (NY) liefert Informationen, um die Identität Pauls VI. in Frage zu stellen; offenkundig sind auch die Verbindungen mit San Damiano in Italien und El Palmar de Troya in Spanien. Ein Kommentar zu diesen grotesken und tragischen Tatsachen erübrigt sich. Man erschrickt nur und fragt sich, wie es soweit kommen konnte, dass ein gebildeter und eifriger Prälat und mit ihm eine immerhin bedeutende Zahl von Anhängern einen solchen Wirrwarr als die allein und ausschliesslich für den Glauben massgebende Tradition bezeichnen können. Ein Walliser Geistlicher meinte dazu kurz und bündig: «Man sollte M. Lefebvre nicht bestrafen, sondern versorgen. Er ist nicht schlecht, sondern krank.» Jedenfalls müssten uns die betrüblichen Zusammenhänge noch mehr veranlassen, für die Beteiligten zu beten.

Hans Rossi

Glaube und Geschichte

Band 5 der «Theologischen Berichte»¹ steht unter dem Titel «Glaube und Geschichte» und erscheint zum 60. Geburtstag des Bischofs von Chur, Dr. Johannes Vonderach, des «Magnus Cancellarius» der Theologischen Hochschule Chur.

Wenn das Problem «Glaube und Geschichte» auch nicht in allen Beiträgen ausdrücklich thematisiert wird, dürfte der Titel doch gut den gemeinsamen Nenner treffen, über den eine reiche Palette von Studien- und Forschungsergebnissen der letzten Jahre ausgebreitet wird. Die Verfasser der einzelnen Beiträge — es sind fünf Exegeten und ein Fundamentaltheologe — haben sich die Aufgabe gestellt, über Arbeiten zu je einem bestimmten Gebiet theologischer Forschung der letzten Jahre Bericht zu erstatten, zu diesen Arbeiten kritisch Stellung zu beziehen und — wenn möglich — die Pisten aufzuzeigen, auf welchen die Untersuchungen fortgesetzt werden sollten. Jeder der Verfasser hat die ihm gestellte Aufgabe auf seine Art gelöst. Der Leser kann sich ein gutes Bild machen über die Probleme, die in neuester Zeit zum Thema diskutiert wurden. Dabei wird er nicht mit diesen Problemen allein gelassen; er kann sich orientieren an solide fundierten, verantwortbaren Stellungnahmen der Verfasser. Übrigens geben die Herausgeber im Vor-

wort (S. 11—12) einen meisterhaften Überblick über die Akzente der einzelnen Beiträge im Gesamt dieses Bandes.

Exodus-Tradition

Den Reigen der Aufsätze eröffnet der Churer Alttestamentler Josef Sievi mit dem Aufsatz *Wunder und Zeichen in der Exodus-Tradition. Überlegungen zu neueren Kommentaren*. In einem ersten Teil gibt Sievi einen Überblick über die Quellenlage des Exodusbuches und zählt die Wunderberichte auf, die für die Diskussion in Frage kommen (S. 13—15). Knapp und summarisch hebt er dann die Eigenart der Quellenschichten (J, E, P) hervor (S. 16) und versucht dann, hauptsächlich von der in den verschiedenen Schichten verschieden verwendeten Terminologie her eine sehr allgemein gehaltene Begriffsbestimmung des «Wunders» zu geben (S. 16 f.).

Im zweiten Teil geht es um den Vergleich von biblischer Geschichtsdarstellung und

¹ Theologische Berichte 5. Glaube und Geschichte. Herausgegeben im Auftrag der Theologischen Hochschule Chur von J. Pfammatter und der Theologischen Fakultät Luzern von F. Furger (Zürich Einsiedeln Köln 1976).

historischen Ereignissen, oder auch um die Konfrontation der gläubigen Tradition Israels mit der Geschichte (S. 18 bis 30). Hier werden dem Leser 13 Kommentatoren bzw. Werke vorgestellt. Auf den einen oder anderen Namen in dieser Aufzählung würde man gerne verzichten (zum Beispiel W. Kornfeld), während man begierig ist, über H. W. Schmidt Näheres zu erfahren, dessen Bearbeitung von Ex 2,1 bis 10 — wie Sievi sagt — «wohl den Weg (weist), wie heute biblische Geschichtsdarstellungen wissenschaftlich anzugehen sind, selbst dann, wenn sie von wunderbaren Begebenheiten berichten» (S. 30). Es ist schade, dass im dritten Teil die «Wertung» der einzelnen Interpretationen so knapp ausgefallen ist. Auf 3 Seiten zu 13 Werken Stellung zu nehmen, ist nicht einfach, soll der Ort der Stellungnahme auch nur einigermaßen begründet erhellt werden. In seinen «Fragen an die Exegese» (S. 33 f.) macht Sievi auf eine echte Lücke aufmerksam: in der «Frage nach der theologischen Bedeutung der biblischen Wunderberichte... scheint die Exegese noch ziemlich an den Anfängen zu stehen» (S. 34). Mit Verweis auf G. Fohrer schreibt Sievi S. 14: «Die Geschichten atmen Geschichte, und die Geschichte verewigte sich in Geschichten. Die biblischen Geschichten gehen wie die Geschichtsschreibung vom Geschehen aus, nur schildern und bewerten sie das Vorgefallene nach anderen Massstäben.» Ob nicht auch das Suchen dieser «Massstäbe» weiterhin ein Desiderat bleibt? Allgemein gehaltene Bestimmungen der «Gattungen» und «Formen» genügen dabei nicht, wenn nicht auch und vor allem deren innere Logik erfasst wird.

Das Buch Daniel

Der Beitrag des Churer Dozenten für alttestamentliche Wissenschaften, *Vitus Huonder, Daniel: Geschichte als Herausforderung an den Glauben*, orientiert sich vor allem an der Daniel-Literatur der Zeitspanne 1969–1975. Immer noch diskutiert ist das Problem der literarischen Einheit des Buches Daniel. Nach einer kurzen Forschungsbilanz (S. 37–43) versucht Huonder eine Weiterführung, die manch recht interessanten Einblick gibt in die historische und theologische Situation von Dan 1–12. Die Beobachtungen Huonders ergänzen von historischer und theologischer Seite her die literarische Analyse von A. Lenglet² und scheinen die literarische, wenn auch redaktionelle Einheit von Dan 1–12 zu bestätigen. Eine wahre Fundgrube ist der zweite Teil von Huonders Beitrag, in welchem der Verfasser zuerst einen Überblick gibt zu den einzelnen (ca. 20) Bild-Symbolen (S. 47–57). Unter den verschiedenen Interpretationen des «Menschensohnes» — wenn überhaupt noch von einem Symbol die Rede sein kann — (S. 54) gibt er der-

jenigen den Vorzug, «*die im Menschensohn eine Engelsgestalt sieht*» (S. 57). Im Zusammenhang mit der «Gesamtwertung der Bild-Symbolik bei Daniel» (S. 59 bis 61) geht Huonder auch auf die Herkunft der Bildsymbolik ein. Die Komponenten, die in Frage kommen, sind: die mantische Weisheit, die mythologische Spekulation und die Prophetie, wobei all diese Elemente von Daniel theologisch aufgearbeitet wurden. Mit H. Schmid will Huonder nicht ausschliessen, dass den Visionen und Auditionen des Buches Daniel echte Erfahrungen zugrunde liegen.

Im letzten Teil seines Beitrages, «Das Buch Daniel und die Geschichte» (S. 61–66), stellt Huonder die Aussagen des Buches Daniel in den weiteren Kontext des danielischen Geschichtsbildes; denn «durch die Aktualisierung eines prophetischen Wortes und damit durch ein neues Geschichtsbild» versucht Daniel «die Geschichte, welche durch einen sozusagen unerwarteten Verlauf dem Glauben Israels ein schweres Rätsel aufgibt, ... zu bewältigen» (S. 64).

Die Wunder Jesu

Karl Kertelge, Professor für neutestamentliche Exegese in Trier, schrieb den Beitrag *Die Wunder Jesu in der neueren Exegese*. Durch die drei leitenden Fragestellungen, der historisch-kritischen und hermeneutischen, der religionsgeschichtlichen und der interpretations- und theologiegeschichtlichen, eröffnet der Verfasser ein breites Spektrum von Problemen, mit denen sich die neutestamentliche Wissenschaft in jüngster Vergangenheit auseinandergesetzt hat. Im Zusammenhang der formgeschichtlichen Fragestellung beschäftigt sich Kertelge besonders mit der Studie von G. Theissen³.

Dieses Buch, das an die Gattungs- und Traditionsanalysen der «Formgeschichte» anknüpft, dabei aber neue Gesichtspunkte der Linguistik und des sprachwissenschaftlichen Strukturalismus einbringt, wird für die nächsten Jahre bestimmt unentbehrlich bleiben. Deshalb ist der Leser froh, wenn er von kompetenter Seite darüber unterrichtet und auf offene Fragen aufmerksam gemacht wird. Dass die neuere Exegese auch heute immer wieder nach «Möglichkeiten und Kriterien der historischen Rückfrage» sucht (S. 81–84), dürfte für manchen Leser insofern beruhigend sein, als er feststellen kann, dass die Exegeten keineswegs gewillt sind, vor der Faktizität der Wunder die Flucht zu ergreifen.

Was die religionsgeschichtliche Fragestellung anbelangt, ist man Kertelge dankbar, dass er gegenüber der «Theios-Anér-Christologie», wie sie von H. D. Betz, H. Köster, D. Lenz Tiede als «frühchristliches Konzept» weitgehend angenommen wird, kritisch und differenziert Stellung bezieht. Redaktions- und theologiege-

schichtlich ragen aus der Literatur der letzten Jahre besonders Werke über das Wunderverständnis des Markus heraus. Dass gerade die redaktionsgeschichtliche Methode Gefahr läuft, die Aussagen der neutestamentlichen Verfasser zu schematisieren und zu verengen, wird Kertelge selbst am besten wissen: seine Habilitationsschrift über die Wunder Jesu im Markusevangelium⁴ hat die weitere Markuskforschung entscheidend bereichert. Wie gross die Gefahr einer redaktionsgeschichtlichen Engführung sein kann, zeigt die an sich recht lesenswerte Studie von L. Schenke⁵. Ausgewogener dürfte dieje-nige von D.-A. Koch sein⁶.

Im Zusammenhang mit der theologischen Fragestellung führt Kertelge noch einige Gedanken zum Thema «Wunder und Glaube» an (S. 101–105). Auch hier ist man froh um die sichere Hand der Auswahl und der Stellungnahmen, was eigentlich nicht wundert, hat sich doch Kertelge auch mit diesem Thema schon eingehend beschäftigt⁷.

Die Dämonenaustreibungen Jesu

Über einen gewöhnlichen Forschungsbericht hinaus weist auch der Aufsatz von *Franz Annen*, Assistenzprofessor für neutestamentliche Exegese in Chur, *Die Dämonenaustreibungen Jesu in den synoptischen Evangelien*. Es ist in der Tat überraschend: «... bei aller Publizität von Teufel und Dämonen in Wissenschaft und Journalismus wurden den Dämonenaustreibungen Jesu kaum eingehende Untersuchungen gewidmet. Die theologische Diskussion biss sich an der Frage der Existenz bzw. der Personalität der bösen Mächte fest. Über die Exorzismen Jesu findet man nur zerstreut da und dort kürzere Beiträge» (S. 107–108). Um so mehr ist man gespannt auf Annens Publikation seiner Spezialuntersuchung zu Mk 5,1 bis 20⁸, und um so dankbarer ist man ihm für seine anregenden Ausführungen in den «Theologischen Berichten».

Nach einer übersichtlichen Darstellung des synoptischen Befundes (S. 108–112)

² A. Lenglet, La structure littéraire de Daniel 2–7, in: Bb 53 (1972) 169–190.

³ G. Theissen, Urchristliche Wundergeschichten. Ein Beitrag zur formgeschichtlichen Erforschung der synoptischen Evangelien = StNT 8 (Gütersloh 1974).

⁴ K. Kertelge, Die Wunder Jesu im Markusevangelium. Eine redaktionsgeschichtliche Untersuchung = StANT 23 (München 1970).

⁵ L. Schenke, Die Wundererzählungen des Markusevangeliums (Stuttgart 1974).

⁶ D.-A. Koch, Die Bedeutung der Wundererzählungen für die Christologie des Markusevangeliums = BZNW 42 (Berlin 1975).

⁷ So ausdrücklich in seinem Aufsatz: Begründen die Wunder Jesu den Glauben? in: TThZ 80 (1971) 129–140.

⁸ F. Annen, Heil für die Heiden. Zur Bedeutung und Geschichte der Tradition vom besessenen Gerasener (Mk 5,1–20 par) = FTS 20 (Frankfurt 1976).

wendet sich Annen den «Tatsachen im Leben Jesu» zu (S. 112–117). Dass die Frage nach der historischen Zuverlässigkeit der synoptischen Berichte über die Exorzismen Jesu gleich an den Anfang gestellt wird, ist zwar etwas ungewohnt, hat aber doch seinen tiefen Grund: dieses Problem soll sich nicht immer wieder störend und blockierend in die Behandlung der wichtigeren Abschnitte eindrängen (S. 112). Der wichtigste Abschnitt ist gewiss der über «die Botschaft der Exorzismen Jesu» (S. 124–134). Ihn behandelt Annen, nachdem er im vorausgehenden Teil mit einer befreiend klaren Terminologie über den «Anschauungshorizont» und die «Gattung» der Exorzismusgeschichten berichtet (S. 117–124). Es ist wichtig, dass gegenüber der «Gattung» der «Dämonenheilungen» (R. Bultmann) auf den grossen Raum der Freiheit des Erzählers hingewiesen wird. Was die «Botschaft der Exorzismen Jesu» anbelangt, stellt Annen zuerst die Frage, wie Jesus selbst die Exorzismen verstanden habe, und zwar vor allem im Horizont der Verkündigung des Anbruchs der Gottesherrschaft. Dabei erläutert Annen vom Logion Mt 12,28 par Lk 11,20 her drei Aspekte: den theologischen, den soteriologischen und den christologischen, wobei dieser letzte Aspekt erst von der nachösterlichen Gemeinde in den Vordergrund gestellt wurde. Die Frage, ob «Jesus selber seine Exorzismen . . . als Kampf gegen Satan verstanden hat» (S. 132), will Annen nicht endgültig beantworten. Die Gegenargumente von M. Limbeck⁹ scheinen ihn nicht zu überzeugen. Sicher ist, dass der Evangelist Markus die Exorzismen Jesu als Kampf gegen den Satan und sein Reich verstanden hat (Mk 3,24), «genauer: Sie sind Zeichen dafür, dass Jesus den Sieg über Satan schon errungen hat» (S. 134). Im letzten Abschnitt stellt sich Annen auch die Frage nach der Existenz und Personalität der Dämonen (S. 134–144). Diese Frage kann er stellen, nachdem es ihm in der Tat gelungen ist, sie «vom Neuen Testament her aus einer gewissen Blickverengung herausgeführt» zu haben (S. 108). Dabei setzt sich Annen besonders mit dem Sammelband von H. Haag über den Teufelsglauben¹⁰ und mit dem vatikanischen Dokument «Christlicher Glaube und Dämonenlehre»¹¹ auseinander. Annen sucht dabei nicht einen «goldenen Mittelweg»; seine Hinweise sind weiterführend für Theologie und Verkündigung¹².

Der fundamentaltheologische Zugang

Es war ein guter Gedanke der Herausgeber, in den «Theologischen Berichten» nach den vier Beiträgen zur Wunderfrage in der Bibel auch einen Fundamentaltheologen zu Worte kommen zu lassen. Der Churer Fundamentaltheologe und Dogmatiker Josef Trütsch gibt in seinem Auf-

satz *Wunder: mit oder ohne Durchbrechung der Naturgesetze?* Anregungen zu einem Gespräch über die Grenzen der theologischen Disziplinen hinweg. Er erinnert dabei an die Geschichte der Alternativpositionen mit ihren Aporien: des Naturalismus und des Supranaturalismus. Besonders an Hand der Studie von B. Weissmahr¹³ und B. Bron¹⁴ versucht Trütsch einen «dritten Weg» zu weisen. Es ist ganz unmöglich, seine Ausführungen hier noch einmal verdichtet zusammenzufassen. Auf alle Fälle scheint alles dafür zu sprechen, dass die genannten Studien — wie auch der Aufsatz von Trütsch selbst! — «falsche Verkrustungen . . . aufgebrochen» und «festgefahrene Positionen, die auf ungenügenden Voraussetzungen gründeten, hinterfragt» (S. 158 f.) haben. Dankbar ist der Leser dem Verfasser des Aufsatzes, dass er die Untersuchung Weissmahrs in 10 gut verständliche Thesen zusammenfasst (S. 160–161), ohne dass er die Unzulänglichkeiten und Schwächen von Weissmahrs Untersuchung in Abrede stellen würde.

Der Kolosserbrief

Der letzte Beitrag in den «Theologischen Berichten 5» stammt aus der Feder des Zürcher Neutestamentlers *Eduard Schweizer* und trägt den Titel *Zur neueren Forschung am Kolosserbrief (seit 1970)*. Wiederum meldet sich ein kompetenter Gelehrter zu Wort, ist Schweizer doch selbst wiederholt mit seinen Forschungen am Kolosserbrief an die Öffentlichkeit getreten. Im ersten Heft der Vorarbeiten zum Evangelisch-Katholischen Kommentar zum Neuen Testament¹⁵ hat er bei der Besprechung des Kolosserhymnus die Literatur bis zu diesem Zeitpunkt aufgearbeitet, so dass es für den Leser, der die Geschichte der Forschung am Kolosserbrief bis anhin nicht verfolgen konnte, nicht immer leicht ist, die Ausführungen Schweizers zu orten und zu würdigen. Hier seien nur auf die einen oder anderen weiterführenden Einsichten Schweizers hingewiesen.

Schweizer versteht es, in anschaulicher Weise die «kolossische Philosophie» mit dem jüdischen Pythagorismus in Zusammenhang zu bringen (S. 173–180). In der Besprechung des Hymnus modifiziert Schweizer seine früheren Analysen nur geringfügig und konfrontiert sie hauptsächlich mit derjenigen von P. Benoît¹⁶. Schweizer bleibt für die ernstzunehmenden Anregungen Benoits offen und denkt von hier aus noch einmal seine Analyse mit ihren Implikationen (S. 181 bis 186).

Um die theologischen Implikationen geht es dann im letzten Abschnitt von Schweizers Bericht (S. 186 f.), in welchem er die «Korrekturen», die der Verfasser des Kolosserbriefes am ursprünglichen Hymnus anbringt, hermeneutisch hinterfragt.

Im Lobgesang an Christus, den erhöhten Herrn, wird von seinem Wirken in Schöpfung und Neuschöpfung gesprochen, ohne dass heilsgeschichtlich von Gottes Gnadenhandeln und vom Glauben bzw. Unglauben des Menschen die Rede wäre — es ist eben ein Lobgesang an Christus, den Herrn (S. 187). Sobald nun aber dieser Hymnus, in den Brief einverleibt, nicht mehr an Christus, sondern an die Gemeinde adressiert ist, müssen ganz bestimmte Akzente (neu) gesetzt werden, muss gesagt werden, was es heisst, Gemeinde zu sein unter dem Anspruch des Herrn, muss gesagt werden, dass die Versöhnung der Gemeinde das Blut Christi gekostet hat usw. (S. 188). «Was . . . als Lobgesang richtig und wesentlich ist, wird umgelogen zu enthusiastischem Missverständnis, sobald es als Lehre weitergegeben wird» (S. 188). Auf eine sehr feine und einleuchtende Art bringt von hier aus Schweizer auch noch ökumenische Implikationen mit ein. «Eine Gemeinde ohne ‚Lobgesang‘, die die direkte Konfrontation mit ihrem erhöhten Herrn ohne allzu viel Seitenblicke auf alles mögliche andere, was auch noch wahr ist, nicht mehr konnte, wäre nicht mehr Gemeinde Christi.» «Umgekehrt wäre eine Gemeinde, die aus ihrem Lobgesang eine Lehre von der jetzt schon triumphierenden Kirche ableitete, ohne nüchtern die Anfechtungen zu sehen, denen gegenüber der Glaube durchgehalten, die Aufgaben, denen gegenüber das Leben aus Christus Tag für Tag konkret gestaltet werden muss, ebenso wenig mehr Gemeinde Christi» (S. 189). Beide Kirchen, die katholische wie die evangelische, haben voneinander zu lernen . . .

Am Ende dieser kurzen und leider sehr summarischen Berichterstattung bleibt mir nichts anderes, als die Herausgeber der «Theologischen Berichte» zu beglückwünschen, den Autoren zu danken und dem Band eine grosse und aufmerksame Leserschaft zu wünschen.

Hermann Venetz

⁹ M. Limbeck, Die Wurzeln der biblischen Auffassung vom Teufel und den Dämonen: Conc 11 (1975) 161–168.

¹⁰ H. Haag, Teufelsglaube (Tübingen 1974).

¹¹ Deutsch: SKZ 143 (1975) 465–470, 483 bis 489.

¹² Vgl. auch seine Stellungnahme zum erwähnten Dokument in: SKZ 144 (1976) 17–21.

¹³ B. Weissmahr, Gottes Wirken in der Welt. Ein Diskussionsbeitrag zur Frage der Evolution und des Wunders = FTS 15 (Frankfurt 1973).

¹⁴ B. Bron, Das Wunder. Das theologische Wunderverständnis im Horizont des neuzeitlichen Natur- und Geschichtsbegriffes = GTA 2 (Göttingen 1975).

¹⁵ Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament. Vorarbeiten Heft 1 (Zürich Einsiedeln Köln und Neukirchen 1969).

¹⁶ P. Benoît, L'hymne christologique de Col. 1,15–20, in: J. Neusner (Hrsg.), Christianity, Judaism and Other Greco-Roman Cults. Festschrift M. Smith (Leiden 1975) 226–263.

«Heim-Gruppen-Uni»

Es soll hier versucht werden, ein Experiment im pastoralen Wirkungsfeld «Religionsunterricht» (RU) darzustellen. Im Unterrichtsjahr 1972/73 ist in der Pfarrei Kloten zum erstenmal der «Heim-Gruppen-Uni» (HGU) zur Einführung der Erstklässler in den Religionsunterricht durchgeführt worden. Dann wurde Jahr für Jahr am Modell verbessert gearbeitet, vor allem aus den Erfahrungen gelernt. Nun hat das Modell einen gewissen «Reifegrad» erreicht. Es kann gelten als pastoraltheologisch gut fundiert, pädagogisch-psychologisch durchdacht, katechetisch richtig ausgeführt und als von der Pfarrei getragen. So konnte das Modell im Unterrichtsjahr 1975/76 quantitativ ausgedehnt, in fünf Pfarreien gemeinsam durchgeführt werden. Der Pastoralkreis «Flughafen» hat das Modell besprochen, der Kritik unterzogen und dann zu seinem Anliegen gemacht. Die Einführung und die Durchführung in den vier weiteren Pfarreien im Unterrichtsjahr 1975/76 brachte eine interessante Kooperation zwischen den fünf Pfarreien im Handlungsfeld RU. Der Modus dieser überpfarrellichen RU-Kooperation wird im Moment für das Mitmachen weiterer Pfarreien überprüft.

1. Die Modellbeschreibung

«Beim HGU geht es um die Einführung des Erstklässlers in das pfarrelliche Jugendkatechumenat (JK). Dieses Katechumenat hat die Aufgabe, die Jugend der Pfarrei in das Leben, in die Lehre und in das Feiern der Christengemeinde einzuführen. Eigentlich beginnt dieses Katechumenat mit der Taufe. Dann sind die Eltern für das Kind die ersten und wichtigsten Religionslehrer. Je mehr das Kind aus der Familie in die Öffentlichkeit kommt, um so wichtiger ist es, dass das Kind die kirchliche Gemeinschaft kennen lernt. Dazu dient unter anderem der neunjährige pfarrelliche Religionsunterricht (RU). In der ersten Primarklasse führen wir das Kind in diesen RU ein. Dazu versammeln im Auftrag der Pfarrei eigens dazu ausgebildete Untimütter zirka 6 Erstklässler aus ihrem Quartier zu einer katechetischen Gruppe. Diese Gruppe trifft sich pro Woche zu einer Gruppenstunde bei der Untimutter zuhause. Hauptziele in diesem HGU sind:

- a) die schöpferischen Kräfte des Kindes zu verstärken;
- b) christliches Verhalten einzuüben;
- c) das Kirchenjahr ein wenig mitzuerleben.»

1. Das leitende Interesse am Aufbau und in der Durchführung des Modells ist ein pastoraltheologisches. Die örtliche Chri-

stengemeinde wird als «Kirche» gesehen, als «messianisches Volk». Es geht also darum, und danach wird das Modell ausgerichtet, das «Volk Gottes» aufzubauen. Die dem Modell zugrundeliegende Überzeugung formuliert das Zweite Vatikanische Konzil so: «Von Christus als Gemeinschaft des Lebens, der Liebe und der Wahrheit gestiftet, wird das messianische Volk von ihm auch als Werkzeug der Erlösung angenommen und als Licht der Welt und Salz der Erde in alle Welt gesandt.»

Von diesem bestimmenden Verständnisrahmen her wird das HGU-Modell begründet und gemessen.

2. Damit das «messianische Volk unserer Zeit», konkretisiert in der örtlichen Christengemeinde, seinen «Heilsauftrag» für die Welt erfüllen kann, muss es als Volk aufgebaut werden, als Kirche entstehen, als «Gemeinschaft» werden. Dieser dauernde Regenerationsprozess wird im «Erziehungsauftrag» an die Hand genommen. Dazu sagt das Zweite Vatikanische Konzil: «Ein ganz besonderer Erziehungsauftrag ist der Kirche zu eigen, nicht nur weil auch sie als eine zur Erziehung fähige menschliche Gemeinschaft anzuerkennen ist, sondern vor allem deshalb, weil sie die Aufgabe hat, allen Menschen den Heilsweg zu verkünden, den Gläubigen das Leben Christi mitzuteilen und ihnen mit unablässiger Sorge zu helfen, dass sie zur Fülle dieses Lebens gelangen können.» Es geht ausdrücklich darum, dass der Gläubige «zur Fülle dieses Lebens» gelange. Dieser Auftrag ist der Kirche eigen. Die örtliche Christengemeinde als Ganze ist mit ihm betraut, es ist ein Pfarreiauftrag.

3. Der pfarrelliche Erziehungsauftrag beinhaltet im besondern auch die Verantwortung für die Getauften. Wenn in einer Pfarrei getauft wird, so hat dies für diese Pfarrei Konsequenzen. Die ersten, die den pfarrellichen Erziehungsauftrag als den ihrigen wahrzunehmen haben, sind die Eltern. Eine Konsequenz daraus wäre die Begleitung dieser Eltern seitens der Pfarrei. Aber es braucht noch mehr. Auf Grund der pastoralen Situation, dass die Familien in die Christengemeinde zu integrieren sind und dass die Kinder der Familie in die grössere Christengemeinschaft hinein erwachsen müssen, gibt es das pfarrelliche Jugendkatechumenat (JK).

4. Heutzutage ist es eine der interessantesten Pfarreiaufgaben, ihr JK zu gestalten und darin die Frohbotschaft weiterzugeben. Unsere Zielangabe für das JK lautet: Unsere Jugend in das Leben, in die Lehre und in das Feiern der Pfarrei einzuführen. Dabei stützen wir uns wiederum auf das

Konzil: «Die katechetische Unterweisung trachtet danach, dass in den Menschen der Glaube, durch die Lehre erleuchtet, lebendig wird, sich entfaltet und zu Taten führt.» «Das Katechumenat besteht nicht in einer blossen Erläuterung von Lehren und Geboten, sondern in der Einführung und genügend langen Einübung im ganzen christlichen Leben.»

Diese Zielauffassung für das JK hat grossen Einfluss auf die Modellgestaltung im HGU. Es ist erfreulich zu sehen, wieviele Wege und Möglichkeiten heute offen sind zur Gestaltung des JK. Teilweise, oft sogar im besondern wird das JK aber realisiert im pfarrellichen Religionsunterricht.

5. Der pfarrelliche RU ist ein komplexes neunjähriges Unternehmen in der Verantwortung der Pfarrei. Es ist eine Freude zu sehen, wieviel Glaube und Liebe, wieviel Phantasie und Arbeitskraft, aber auch wieviel Zeit und Geld für dieses Unternehmen heute investiert werden. Zugleich findet im Wirkungsfeld RU auch die zeitgenössische Auseinandersetzung statt. Ohne Zweifel werden hier Weichen für die Zukunft gestellt. Die katholische Kirche tut gut daran, sich der Katechetik anzunehmen. Unser HGU-Modell setzt diesen Aufbauwillen, der ein JK gestaltet und den pfarrellichen RU als einen Weg neben andern realisieren will, voraus.

Es hat sich als wichtig erwiesen, dass zum Gelingen dieses Unternehmens die Mitarbeitenden diesen pastoraltheologischen Hintergrund, diesen gedanklichen «Unterbau» notwendig brauchen, um in ihrem freien Entscheidungsraum die richtigen Entscheidungen fällen zu können. Mir scheint, dass ein anderer gedanklicher Ansatz ein anderes Modell ergäbe. Zusammenfassend soll nochmals betont werden, im HGU geht es in der Stufung: Christengemeinde — Jugendkatechumenat — Religionsunterricht um die Einführung der Erstklässler in diesen pfarrellichen RU.

2. Verlaufsbeschreibung

1. Weil der RU in die Verantwortung der gesamten Pfarrei gegeben ist, ergeht nach Pfingsten der jährliche Aufruf an die Pfarrei, es mögen sich wieder Mütter melden, um die Aufgabe des Erstklassuntes zu übernehmen. Eine Pfarrei kann ihrer Verantwortung nur entsprechen, wenn einige ihrer Mitglieder sich bereit erklären, sich für diese Aufgabe einzusetzen, sich dieser «Sache» anzunehmen. Wir warten darauf, berufen aber auch. Ein Informationsabend steht zur Klärung der anstehenden Fragen im Entscheidungsprozess zur Verfügung.

2.1 Nach den Sommerferien beginnt der Ausbildungskurs für die Bereitwilligen. In 14 Kursstunden werden die Teilnehmer befähigt, den HGU zu erteilen. Kursinhalt ist Glaubensschulung, Unterrichtsmethodik und das Curriculum. Am Ende die-

ser Ausbildung entscheiden sich die Teilnehmer für oder gegen ihre Mitarbeit. Es bleibt aber Sache des Pfarrers, die Bereitwilligen und Ausgebildeten für ihre Aufgabe zu senden.

2.2 In dieser Zeit erhalten die Eltern der Erstklässler die Information über den HGU (Briefe und einen informierenden Elternabend) und die Einladung, ihr Kind anzumelden.

3. Der HGU beginnt nach den Herbstferien (in Kloten ist der Schulbeginn nach Ostern). Je 6 Kinder werden einer Untimutter zugeteilt.

3.1 Der HGU beginnt in einem Pfarrei-Gottesdienst, zu dem die Familien aller Erstklässler besonders eingeladen sind. Jedes Kind erhält seine «Untiwand».

3.2 Die Untimütter treffen sich regelmässig zur gemeinsamen theologischen, methodischen und organisatorischen Vorbereitung der Untistunden.

3.3 Gemäss dem Curriculum erteilt jede Untimutter selbständig ihre etwa 18 Untistunden zuhause.

3.4 Die Eltern der Untikinder werden in 4 Briefen über das Curriculum orientiert. Zudem treffen sich die Untimütter mit den Eltern an den Gruppenabenden.

3.5 Es werden im Untijahr auch verschiedene Untiaktionen durchgeführt, zum Beispiel der Besuch der Pfarrkirche, Werbung für ein Buch zur religiösen Erziehung usw.

3.6 Der HGU wird wiederum in einem «familiären» Pfarrei-Gottesdienst vor Ostern abgeschlossen. Jedes Kind erhält sein «Untibuch».

4.1 Die Gruppe der Untimütter trifft sich zur Nachbesprechung der geleisteten Arbeit.

4.2 In einem kleinen Festanlass feiert die Gruppe ihre gemeinsame Arbeit und dankt dafür.

Damit ist der Auftrag dieser Gruppe beendet. Für das nächste Untijahr wird eine neue Gruppe sich der «Sache» annehmen. Eine neue Gruppe von Untimüttern wird im Herbst wieder den Erstklassunti erteilen, die Kinder aber steigen ins 2. Untijahr, wo eine andere katechetische Gruppe die begonnene Arbeit weiterführt.

3. Erfahrungen

Eine Aufbauarbeit wie die hier dargestellte lebt weitgehend von den Erfahrungen, von den Früchten, die sie trägt. Das Werk muss sich als tragbar und getragen erweisen. Bisher haben die positiven Erfahrungen alle Jahre die Verantwortlichen zur Fortsetzung bewogen.

1. Am deutlichsten wird gespürt, dass eine weitere aktive Gruppe das Pfarreileben aktiviert.

2. Es findet durch den Ausbildungskurs, aber vor allem auch durch die Unterrichtserteilung ein intensiver kirchlicher Erwachsenenbildungsprozess statt. Die Erfahrung zeigt, dass man von einem Familienbildungsprozess sprechen müsste, da die Mütter ihre Anliegen in ihrer Familie öfters und gern besprechen. Auch helfen da und dort ältere Kinder der Mutter in der Vorbereitung ihrer Untistunden.

3. Die Teilnehmerzahlen am Unterricht (der ausserhalb der Schulzeit stattfindet) deuten darauf hin, was wir von den Familien auch als Echo vernehmen, dass die Kinder diesen Unterricht sehr gerne besuchen. Sie haben Freude an ihrer Untigruppe, am Kontakt mit der Untimutter und deren Familie.

4. Ein besonderes Problem schien einigen das Hineingeben der Kinder in eine fremde Familie. Das ist sowohl für die Pfarrei, für die Verantwortlichen als auch für die Eltern der Erstklässler eine nicht immer leichte Hürde. Wir sind aber überrascht, wie sehr dieses Problem entschwindet, wenn erstens die Untimütter gut ausgewählt und gut betreut werden, und zweitens, wenn die Eltern auf den Kommunikationswert dieses Modells aufmerksam gemacht werden.

5. Die infrastrukturelle Information wächst. Wir sind immer wieder erstaunt, wie oft wir hören, dass die Untimütter andere Mütter über «die neue Art des RU» aufklären, sei es im Treppenhaus, im Einkaufszentrum oder am Balettabend.

Dabei scheint das Gespräch nicht beim RU zu verweilen, sondern weiterzuführen in die Richtung, was denn heute die eigentliche Aufgabe der Kirche sei.

6. Eine auffallende Erfahrung ist das Anwachsen der Mitverantwortung, sei es bei den katechetisch Tätigen selbst oder bei deren «Bekannten». In der pfarreilichen Erwachsenenbildung, in der sozialen Arbeit aber auch hinsichtlich des Gottesdienstes zeigt sich ein verantwortliches Mitüberlegen und Mitwirken.

7. Als Eigenheit des HGU-Modells konnten wir an den Elternabenden auch erfahren, dass nun vermehrt zwischen der Mutter und ihrem Erstklässler, aber auch in der ganzen Familie über den RU und darüber hinaus über Religion gesprochen wird. Es ist erfreulich zu vernehmen, dass sich auch die Väter der «Untiwand» zuhause annehmen.

Die hier dargelegten Erfahrungen sind nicht wissenschaftlich empirisch festgestellte Daten, sondern persönliche Feststellungen der Untimütter und aller am Unternehmen beteiligten Seelsorger¹.

Hans Leu

¹ Mit dieser Darstellung des HGU-Modells möchte ich nicht nur auf die pastorale Bedeutung des RU in einer Pfarrei aufmerksam machen, sondern auch alle, die ein von der Pfarreipastoral her konzipiertes RU-Modell realisieren, einladen, mit mir in Kontakt zu treten (c/o SHS, 6422 Steinen).

Ein Leben im Dienst der Bildung

**Dr. P. Ludwig Räber OSB, Einsiedeln
1912—1976**

Eine erschütternde Nachricht erreichte am Morgen des 6. August das Kloster Einsiedeln: Dr. P. Ludwig Räber ist bei einem Spaziergang auf dem Vulkan Stromboli tödlich verunfallt. Beim Tode dieses verdienten Mitbruders sind die Worte des Mönches Notker, von St. Gallen, in aller Deutlichkeit aufgeleuchtet: «Mitten im Leben sind wir vom Tode umgeben.» Diese Worte standen auch immer vor dem Bewusstsein des lieben Heimgegangenen, der in seinem 65. Lebensjahr stand. Der so jähe und tragische Tod wird ihn nicht unvorbereitet getroffen haben, wie wir zuversichtlich hoffen dürfen.

P. Ludwig Räber wurde am 13. Januar 1912 in Küsnacht am Rigi geboren. Sein Vater, Dr. Josef Räber, war als Ständerrat des Kantons Schwyz (1915—1928), als Präsident der Konservativen Partei (1920—1928) und als Direktor der Internationalen Telegraphen-Union (1928 bis 1934) weit über die Grenzen seiner Hei-

mat bekannt und geachtet. Seine Mutter, Josefa Roesle, stammte von Säckingen. P. Ludwig war der jüngste von sechs Knaben und hatte in der heiligen Taufe den Namen Hans bekommen. Nach der Volksschule in Küsnacht kam Hans im Oktober 1924 an die Stiftsschule Einsiedeln, wo er 1932 seine Gymnasialstudien mit einer glänzenden Matura abschloss. Dann zog er zum Studium der Philosophie an die Universität Löwen, wo er bereits 1935 das Lizentiat hinter sich brachte. Dann folgte ein Jahr in Wien, wo er die Vorlesungen von Othmar Spann hörte, über den er nachher seine Dissertation schrieb: «Othmar Spanns Philosophie des Universalismus.» Diese Arbeit erlebte eine zweite Auflage und wurde ins Japanische übersetzt. Demgemäss wurde ihm am 13. Juni 1936 am Institut supérieur de Philosophie der Universität Löwen die Promotion zum Doktor mit der besten Auszeichnung erteilt.

Dann trat dieser hoffnungsvolle junge Mann Mitte November 1936 in Einsiedeln in das Noviziat ein. Er wollte ein

ganzer Ordensmann werden, der in strenger Selbstzucht und hartem Einsatz etwas Grosses für die Kirche leisten wollte. Am 21. November 1937 durfte er die einfachen Ordensgelübde ablegen, wobei er den Klosternamen Ludwig erhielt. Im Fraterstock waltete er als Senior: ernst, konsequent und hilfsbereit. Am 7. Juni 1941 wurde er von Erzbischof Raymund Netzhammer zum Priester geweiht.

Vorerst durfte er noch während einiger Wochentage die Universität Zürich aufsuchen, um sich dort in die Hilfswissenschaften der Geschichte einzuarbeiten. Im Dezember 1941 erscheint er bereits als Redaktor der Zeitschrift «Maria Einsiedeln», des offiziellen Organs der Wallfahrt. Im Herbst 1942 begann er seine Lehrtätigkeit an der Stiftsschule in Französisch und Geschichte. Er befasste sich zugleich mit der Übersetzung der mehrbändigen Geschichte des Benediktinerordens von P. Philibert Schmitz aus dem Französischen. 1947 erschien der erste Band, dem 1948 der zweite folgte, wobei diese viele geographische Karten aufweisen, die sich im französischen Original nicht finden. Im Sommersemester 1947 übernahm er die Philosophie am Lyzeum; er dozierte praktisch und lebendig, hatte er doch eine grosse Vorliebe für den Begriff vom Sitz im Leben. 1949 erschien aus seiner Feder ein überaus erfolgreicher kleiner Führer unseres Wallfahrtsortes, «Einsiedeln im Bild». 1950 schrieb er mit viel Liebe und Sachkenntnis eine Biographie seines Vaters, «Ständerrat Räber. Ein Leben im Dienst der Heimat. 1872—1934».

Am 13. Juli 1951 ernannte ihn Abt Benno Gut zum Rektor der Stiftsschule; das war für ihn das Amt, in dem er sich weit über das hinaus einsetzte, was im Pflichtenheft gefordert war. Zusammen mit P. Präfekt Fridolin Kohler hat er das Internat umgebaut. Nichts war seinem Ideal der geistigen Elite so zuwider wie selbstgenügsame Durchschnittlichkeit. An Stelle der Redaktion von «Maria Einsiedeln» hat er 1951 jene der «St. Mainrads Raben», der

Zeitschrift der Stiftsschule übernommen, die er bis 1961 besorgte.

Bereits 1949 begannen seine Aufgaben über das Kloster hinauszuwachsen. 1949 wurde er Vizepräsident des Vereins Schweizerischer Gymnasiallehrer, 1950 erfolgte seine Wahl zum Präsidenten dieses Vereins, den er bis 1953 leitete. 1953 wurde er in die Kommission «Gymnasium — Universität» berufen. 1961 wurde er «assoziertes Mitglied» der Sektion «Pädagogik» der Nationalen Schweizerischen UNESCO-Kommission. 1963 wurde er Vizepräsident dieser Sektion. Im gleichen Jahr wurde er auch in die Eidgenössische Maturitätskommission und in die Expertenkommission zur Revision des Eidgenössischen Maturitätsreglementes aufgenommen. 1964 wurde ihm das Präsidium der schweizerischen Rektorenkonferenz übertragen.

1966 wurde er, als Nachfolger von Professor L. Dupraz, auf den Lehrstuhl für Pädagogik an der Universität Freiburg i. Ue. berufen. 1971 erfolgte seine Beförderung zum Ordinarius und zum Leiter des Pädagogischen Institutes der Universität. 1972/73 amtierte er als Dekan der Philosophischen Fakultät.

Am 4. September 1973 begann seine zweite Amtsperiode als Rektor der Stiftsschule Einsiedeln, die der bereits mehr als Sechzigjährige mit erstaunlichem Elan begann¹. 1974 wurde er Präsident der Sektion «Erziehung» der Nationalen Schweizerischen UNESCO-Kommission und 1975 Vorstandsmitglied des Freiburger Hochschulvereins. Und trotz aller Beziehungen zur grossen Welt war er doch ein Einsamer, ein Einzelgänger mit grossen Schritten. So ist er auch gestorben am Grat des Berges. Gott, der Herr, sei nun der überreiche Lohn für seinen treuen Diener.

Joachim Salzgeber

¹ Eine seiner letzten Arbeiten über die gymnasiale Bildung erschien unter dem Titel «Das Gymnasium von morgen» im 137. Jahresbericht der Stiftsschule Einsiedeln für das Studienjahr 1975/76.

chen Kanzlei in Solothurn eventuelle Adressänderungen mitteilen.

Wir sind dankbar, wenn wir diese Mitteilungen bis zum 25. Oktober 1976 erhalten.

Bischöfliche Kanzlei
des Bistums Basel

Bistum Chur

Priesterweihen

Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach weihte am 10. September 1976 in der Pfarrkirche Goldau den Redemptoristen *Richard Baumann*, von Goldau, zum Priester.

Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach weihte am 11. September 1976 in der Pfarrkirche Amsteg den Diakon *Josef Lussmann*, von Bristen und in Amsteg, für das Bistum Chur zum Priester.

Den beiden Neupriestern unsere besten Glück- und Segenswünsche.

Ernennungen

P. *Andrija Babic* OFM wurde am 16. September zum Kroatenseelsorger, mit Sitz in Zürich, ernannt.

Willi Gasser, bisher Pfarrhelfer in Buochs (NW), wurde am 16. September zum Pfarrer dieser Gemeinde ernannt.

José Guitart, Flums, wurde am 16. September zum Seelsorger für die Spanier in Chur und Umgebung ernannt.

Otto Imbach, bisher Pfarrer in Goldau (SZ), wurde am 16. September zum Pfarrer in Pfäffikon (ZH) ernannt.

Eduard Käslin, bisher Pfarrer in Buochs (NW), wurde am 16. September zum Pfarrhelfer in dieser Gemeinde ernannt.

Resignate

Anton Caviezel hat auf die Pfarrei Bivio (GR) resigniert und nimmt Wohnsitz in Lugano, Via Casserinetta 46, Telefon 091 - 54 30 48.

Giusep Durschei hat nach der Resignation auf die Pfarrei Sedrun Wohnsitz genommen in Segnes / Disentis (GR). Er übernimmt dort die Aufgabe des Kaplans.

P. *Peter Patscheider* OFM Cap hat auf die Pfarrei Zernez (GR) resigniert und ist ins Tirol zurückgekehrt.

Flurin Venzin hat auf die Kaplanei Segnes / Disentis (GR) resigniert und nimmt Wohnsitz in Camischolas (GR).

Ausschreibung

Infolge Demission des bisherigen Inhabers wird die Pfarrei *Schleuis*, verbunden mit der Provisur *Siat*, zur Wiederbesetzung ausgeschrieben.

Interessenten wollen sich bis zum 14. Oktober melden bei der Personalkommission des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur.

Amtlicher Teil

Bistum Basel

Personalverzeichnis des Bistums Basel 1977

Um das Personalverzeichnis des Bistums Basel für das Jahr 1977 rechtzeitig erstellen zu können, bitten wir die Geistlichen um ihre Mithilfe.

Die Herren Dekane ersuchen wir die Veränderungen innerhalb ihres Dekanates der bischöflichen Kanzlei mitzuteilen.

Die Orden und Kongregationen im Bereich des Bistums Basel mögen ihre Personalveränderungen uns ebenfalls melden. Präsidien katholischer Verbände oder Geistliche, die als Spezialseelsorger tätig sind, bitten wir, uns eventuelle Veränderungen mitzuteilen.

Geistliche, die aus der Pastoration ausscheiden, um weiter zu studieren, mögen uns ihren Studienort und ihre Adresse angeben.

Priester ausserhalb der Diözese und Geistliche im Ruhestand wollen der bischöflichen

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

Ernennungen

Bischof Dr. Pierre Mamie ernennt:
Abbé *Adrien Philipona*, bisher Pfarrer von Pont-la-Ville, zum Pfarrer von Corbières und Hauteville mit Wohnsitz in Corbières;
Abbé *Clovis Krieger*, bisher Pfarrer von Estavayer-le-Gibloux, zum Pfarrer von Pont-la-Ville (Abbé Clovis Krieger behält seine Verpflichtungen im «Centre catéchétique fribourgeois»);
P. *Marcel Meier* MSC, bisher Vikar in Châtel-St-Denis, zum Pfarrer von Estavayer-le-Gibloux;
Abbé *André Dettwiler*, bisher Vikar in St. Joseph in Lausanne, zum Vikar in Châtel-St-Denis.

Zum Fest U. L. Frau von Bürglen

Das Rosenkranzfest vom 3. Oktober ist zugleich Jahrestag der Krönung U. L. Frau von Bürglen. Deshalb geben wir den Pfarreien den Gottesdienstplan des Wallfahrtsortes für dieses Fest bekannt:
Hl. Messen: 07.00 Uhr, deutsch; 08.00 Uhr, französisch; 09.00 Uhr, deutsch; 10.00 Uhr, französisch.
Am Nachmittag um 14.30 Uhr, feierliche Andacht zum Rosenkranzfest (deutsch und französisch).

Die bischöfliche Kanzlei

Messstipendien

Auf der bischöflichen Kanzlei liegen zurzeit mehrere beachtenswerte Bitten um Messstipendien vor. Sie kommen aus Afrika und Indien. Leider aber erhält die Kanzlei wenig Spenden. Wir wären den Priestern dankbar, wenn sie uns ermöglichen würden, schon bald die angeforderte Hilfe leisten zu können.

Die bischöfliche Kanzlei

Bistum Sitten

Priesterrat

Die nächste Sitzung des Priesterrates findet am Donnerstag, dem 2. Dezember 1976, um 14.00 Uhr, statt. Alles Nähere wird den Mitgliedern später bekanntgegeben.

Vom Herrn abberufen

P. Eduard Plutschow OSB, Einsiedeln

Am Sonntag, dem 25. Juli 1976, ist P. Eduard Plutschow OSB im Krankenhaus Einsiedeln im Alter von 85 Jahren sanft im Herrn entschlafen. Sein angegriffenes Herz versagte nach kurzer Krankheit seinen Dienst. Der

Geschlechtsname des Verstorbenen lässt einem unwillkürlich an Polen denken. Neuere Forschungen aber weisen auf das Puschlav, wo sich heute noch der ursprüngliche Familienname Plozza findet. In der Reformation mussten diese auswandern, kamen über Zürich nach Holland. Durch das undeutliche Aussprechen muss der Name so stark umgewandelt worden sein.

P. Eduard wurde am 23. Februar 1892 in Zürich geboren und am 28. Februar 1892 in der Kirche St. Peter und Paul auf den Namen Paul getauft. Sein Vater Andreas war Schriftsetzer bei der «Neuen Zürcher Zeitung», stammte aus Holland und war ein tiefgläubiger Lutheraner. Seine Mutter, Louise Schauble, stammte von Uehlingen im Schwarzwald. Sie muss eine echt religiöse Frau gewesen sein, traten doch von ihren sechs Kindern drei ins Kloster ein: neben P. Eduard die Schwestern Aquinata und Avelina in Baldegg.

Paul besuchte die erste Gymnasialklasse an der Kantonsschule in Zürich; im Herbst 1905 aber treffen wir ihn in der zweiten Klasse an der Stiftsschule von Einsiedeln. Nach der Matura begann er Ende August 1912 das Noviziat daselbst. Am 8. September 1913 durfte Paul seine Ordensgelübde ablegen, wobei er den Ordensnamen Eduard erhielt. Am 6. Mai 1917 empfing er aus der Hand des Bischofs von St. Gallen, Robert Bürkli, die heilige Priesterweihe. Am 20. Mai 1917, Sonntag in der Oktav von Christi Himmelfahrt, durfte er sein erstes heiliges Messopfer darbringen.

P. Eduard wurde ganz sanft über den Katalog der Musikbibliothek in den Arbeitsprozess des Klosters integriert: Brauchte er irgendwo im Stift einen Stellvertreter, so tippte man unwillkürlich auf P. Eduard bei seinem Zettelkasten. Auf diese Weise musste er den Choralgesang leiten und wurde 1920 Choralmagister, so hatte er im November die Klasse 2 b zu übernehmen und kam so an die Stiftsschule. Sein Eifer für den gregorianischen Gesang reichte über die Mauern des Klosters hinaus: Vor allem im St.-Gallischen führte er auch Kirchenchöre in die Feinheiten dieser Gesangsart ein. Von 1928 bis 1932 unterrichtete er am Collège St-Charles in Pruntrut. Das bedeutete keine leichte Umstellung auf französische Sprache und Kultur — und das bei dem wöchentlichen Arbeitspensum von 24 Schulstunden. Im Herbst 1932 nach Einsiedeln zurückberufen, war er nun der prädestinierte Französisch-Professor, wie ihn bis 1953 ganze Scharen von Stiftsschülern kennengelernt haben. Dazu war er von 1938 bis 1946 wiederum Choralmagister. Für ein Jahr, 1953—1954, war er zur Aushilfe an der Klosterschule in Marienberg. Dann übernahm er in Einsiedeln Italienisch I, leitete noch während 18 Jahren den Kirchengesang der Schwestern in der Au und waltete im Stift als zweiter Gastpater.

Er war ein lebenswürdiger und frommer Mitbruder. Es ist bezeichnend, dass er gerade während des Salveläutens in die ewige Heimat eingehen durfte: Hat er doch so oft in seinem Leben das Salve anstimmen dürfen.

Joachim Salzgeber

Kurse und Tagungen

Luzerner Kantonale Pastoralkonferenz

Die GV findet Mittwoch, den 3. November 1976, 14.00 Uhr im Pfarreiheim Wolhusen, statt. Bischofsvikar Anton Hopp spricht über «Jugendarbeit von der Synode her gesehen».

Neue Bücher

Robert Farrar Capon, Der göttliche Fuchs. Pirschgänge im theologischen Revier, Walter-Verlag, Olten und Freiburg i. Br. 1976, 166 Seiten.

Der Verfasser sei Pfarrer einer kleinen Gemeinde in der Nähe von New York und Professor der Dogmatik, sagt der Klappentext. Zu Themen des christlichen Glaubens macht er sich seine Gedanken. Er bedient sich einer reichen Bildersprache. Sie erleichtert aber das Verständnis nicht unbedingt. Die Übersetzung dürfte nicht immer sachgemäss sein. Auf Seite 157 zum Beispiel ist vom «Sakrament des Ordens» die Rede; damit ist aber wohl das Weihesakrament gemeint.

Jakob Bernet

Mitarbeiter dieser Nummer

Jakob Bernet, Pfarrer, Hauptstrasse 51, 4552 Derendingen

P. Markus Kaiser SJ, Hirschengraben 86, 8001 Zürich

Hans Leu, Sprachheilschule, 6422 Steinen

Dr. Hans Rossi, Kloster, 7180 Disentis

Dr. P. Joachim Salzgeber OSB, Stiftsarchiv, 8840 Einsiedeln

Dr. Alois Sustar, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur

Dr. Hermann-Josef Venetz, Professor, Avenue du Moléson 30, 1700 Freiburg

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Redaktion

Hauptredaktor

Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7—9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22

Mitredaktoren

Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27

Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12

Dr. Ivo Fürer, Bischofsvikar, Klosterhof 6, 9000 St. Gallen, Telefon 071 - 22 81 06

Verlag, Administration, Inseratenverwaltung

Raeber AG, Frankenstrasse 7—9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22
Postcheck 60 - 162 01

Abonnementspreise

Jährlich

Schweiz: Fr. 52.—, Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 62.—, übrige Länder: Fr. 62.— + zusätzliche Versandgebühren.

Halbjährlich

Schweiz: Fr. 28.—, Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 33.—, übrige Länder: Fr. 33.— + zusätzliche Versandgebühren.

Einzelnummer

Fr. 1.50 + Porto.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

NEUANFERTIGUNGEN UND RENOVATIONEN KIRCHLICHER
KULTUSGERÄTE + GEFÄSSE, TABERNAKEL + FIGUREN


JOSEF TANNHEIMER

KIRCHENGOLDSCHMIED
ST. GALLEN - BEIM DOM
TELEFON 071 - 22 22 29



Kirchenglocken-Läutmaschinen System Muff

(ges. geschützt) Patent
Neueste Gegenstromabbremmung
Beste Referenzen. Über 50 Jahre Erfahrung.
Joh. Muff AG, 6234 Triengen
Telefon 045 - 74 15 20

Gesucht wird

Pfarrhaushälterin

auf den 1. Oktober 1976 oder nach Übereinkunft in gut eingerichteten Pfarrhaus zu einem Geistlichen im Raume Inner-schweiz.

Wer sich für eine solche vielseitige Aufgabe interessiert, melde sich unter Chiffre 1049 an Inseratenverwaltung SKZ, Postfach 1027, 6002 Luzern.

Gratis abzugeben an arme Bergparrei:

30 Stück weisse

Erstkommunikantenkleider

mit Cingula.

Gegen Übernahme der Inserierungskosten und evtl. Reinigungskosten, bitte sich melden unter Chiffre 1050, bei der Inseratenverwaltung der SKZ, Postfach 1027, 6002 Luzern.

Pfarramtliche Agenda 1977/78

Speziell fürs Pfarramt.
Jede Notiz und Kontrolle möglich.

Bezug: Kaplanei, 6206 Neuenkirch, Telefon 041 - 98 11 82.

Eine Anzeige

in der Schweizerischen Kirchenzeitung ist eine zielgruppenorientierte Information ohne Streuverlust: denn Zeitschriften sind Zielgruppenspezialisten.

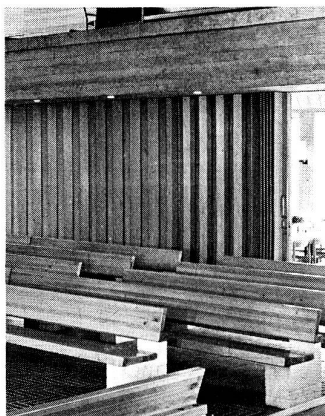
Opferschalen Kelche Tabernakel usw. Kunstemail

Planen Sie einen Um- oder Neubau Ihrer Kapelle? Wir beraten Sie gerne und können auf Ihre Wünsche eingehen.



GEBR. JAKOB + ANTON HUBER
KIRCHENGOLDSCHMIEDE

6030 EBIKON LU
Kaspar-Kopp-Strasse 81 041 - 36 44 00



Falt- und Schiebewände Harmonika-Türen «Daemon»

in allen Holzarten, mit und ohne
Schallisolation von der Firma

Hoch- und Tiefbau AG

Abteilung Holzbetriebe

5001 Aarau

Telefon 064 - 24 33 24

Zu verkaufen in **Oberegg** (AI) (870 m ü. M.) ein als
Gastarbeiter-Unterkunft ausgebautes

Wohnhaus

mit 8 Schlaf- und Wohnräumen, 1 Aufenthaltsraum mit
Küchenwand, 1 separate Küche, 1 Douchenraum,
1 Waschraum, 3 WC, Zentralheizung mit Tankraum und
8000 l Heizöltank.

Das Haus ist unter anderem besonders für Ferien-,
Wander- oder Skilager (Skilift am Ort) geeignet.

Interessenten melden sich bitte bei:

Dünner AG, Strassen- und Tiefbau

9400 Rorschacherberg, Telefon 071 - 42 19 19

Orgelbau

Ingeborg Hauser 8722 Kaltbrunn

Tel. 055 - 75 24 32

privat 055 - 86 31 74

Eugen Hauser

Erstklassige Neubauten, fachgemässe Orgelreparaturen, Umbauten und Stimmungen (mit Garantie).

L. Schwäbisch / M. Siems.

Selbstentfaltung durch Meditation

Eine praktische Anleitung. 220 Seiten, kart., Fr. 17.60

Ausser der praktischen Anleitung zur Meditation gibt dieses Buch dem Leser einen Einblick in wichtige Aspekte der Selbstentfaltung und verschafft ihm einen Überblick über die Möglichkeiten und Wirkungen meditativer Verfahren.

Buchhandlung Raeber AG, Luzern, Frankenstrasse 9



LIENERT
KERZEN
EINSIEDELN
055 53 23 81

Lodenmantel

Der bequeme, sozusagen unverwundliche Allround-Mantel im typischen Marengograu.

Echt Tiroler-Loden

Preis nur Fr. 258.—

ROOS, Herrenbekleidung

6003 Luzern, Frankenstrasse 9

Telefon 041 - 22 03 88

Zu kaufen gesucht:

Statue

für Bergkapelle
(Maria, Wendelin)

Offerten an die Inseratenverwaltung der SKZ, Chiffre 1051, Postfach 1027, 6002 Luzern.

Theologische Literatur

für Studium und Praxis

Grosses Lager. Sorgfältiger Kundendienst. Auf Wunsch Einsichtssendungen.



Buchhandlung Dr. Vetter
Schneidergasse 27, 4001 Basel
Telefon 061 - 25 96 28

ARSETAURUM

- Künstlerische Gestaltung von Kirchenräumen
- Beste Referenzen für stilgerechte Restaurationen
- Feuervergoldung als Garant für höchste Lebensdauer
- Anfertigung aller sakraler Geräte nach individuellen Entwürfen: Gefässe / Leuchter / Tabernakel / Figuren usw.

Kirchengoldschmiede
9500 Wil, Zürcherstr. 35

W. Cadonau + W. Okle
Telefon 073 - 22 37 15



Knabeninstitut Sonnenberg Vilters 700 m ü. M. gegr. 1950 vorm. J. Bonderer

Oberhalb Vilters in schönster Lage am Fusse des Pizol und in der Nähe von Bad Ragaz gelegen.

Private Sekundarschule 1.—3. Klasse mit individuellem Unterricht in beweglichen Klassen. Staatliches Schulprogramm — Freifächer — beaufsichtigtes Studium. Disziplin. Auf Wunsch Wochenend- oder Sonntagsurlaube.

Freizeitgestaltung nach neuzeitlichen Erkenntnissen — Basteln — musische Fächer — Sportplätze — Sommer- und Wintersport — moderne Turnhalle — geheiztes Hallenbad — eigener Skilift — Staatlich geprüfte Sport- und Skilehrer.

Die Leitung steht Ihnen für einen unverbindlichen Besuch jederzeit gerne zur Verfügung.

Direktion: B. Wistawel, 7324 Vilters
Telefon 085 - 2 17 31 oder 2 29 21



KEEL & CO. AG Weine

9428 Walzenhausen
Telefon 071 - 44 14 15

Verlangen Sie unverbindlich
eine kleine Gratisprobe!

Achtung! Paramentenreinigung!

Sammeltour

vom 20. September bis 2. Oktober 1976

A. Felder, Paramentenreinigung,
6014 Littau, Telefon 041 - 55 42 66

Zu kaufen gesucht, eine

St.-Josefs-Statue

aus wetterfestem Material (Holz, Terrakotta usw.), Grösse
ca. 160 cm.

Offerten an Telefon 055 - 53 36 77, jeweils Samstags 16.00
bis 19.30 Uhr.



Rauchfreie

Opferlichte

in roten oder farblosen Kunststoffbechern können
Sie jetzt vorteilhafter bei uns beziehen.

Keine fragwürdigen Kaufverpflichtungen.
Franko Station bereits ab 1000 Lichte.

Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG
6210 Sursee, Tel. 045 / 2110 38

Orgelbau Felsberg AG

7012 Felsberg GR

Geschäft: Telefon 081 22 51 70

Privat: Richard Freytag

Telefon 081 36 33 10

75 JAHRE ORGELBAU IN FELSBERG

Sind Sie sicher

dass nur in frühern Zeiten schöne Madonnenstatuen
geschnitzt wurden?

Wir möchten sagen, dass das nicht stimmt. Sehen Sie
sich unsere grosse Auswahl in verschiedenen Grös-
sen und Preislagen an, und Sie werden begeistert sein.
Grössen ab 80 cm, in Einsiedeln.

RICKEN BACH

ARS PRO DEO

EINSIEDELN
Klosterplatz
☎ 055-53 27 31

LUZERN
bei der Hofkirche
☎ 041-22 33 18